Fa 49
50
3889
50/3889
50/03889
StA KZ

HEINZ STOLZ, DIE STILLEN IM LANDE

HEINZ STOLZ

DIE STILLEN IM LANDE

1943

VERLAG L. SCHWANN, DÜSSELDORF

45.10025

Universitäts-Bibliothek
Bonn

Dem Gedächtnis
meiner gefallenen Schüler und Freunde

Matrose und Seeoffizieranwärter
Walter Günther Brand
geb. 4. November 1922, gef. 12. April 1941

Leutnant Max Alfred Burchartz
geb. 22. März 1915, gef. 4. August 1941

Wachtmeister Klaus Haniel
geb. 20. Februar 1914, gef. 2. Juli 1942

ROA. Bootsmaat Bill Herzogenrath
geb. 27. Juli 1923, gef. 28. Juli 1942

INHALT

Seite

Matthias Claudius 9
Der Wandsbecker Bote 15
Idyll um Jean Paul 28
Blumen-, Frucht- und Dornenstücke 35
Eichendorff 56
Schläft ein Lied in allen Dingen 65
Abendstunde bei Storm 91
Am grauen Strand, am grauen Meer 97
Fritz Reuter 111
Briefe, Läuschen und Rimels 122
Mörike 131
Laß, o Welt, o laß mich sein 137
Adalbert Stifter 165
Nachsommer 174
Wilhelm Raabe 199
Raabenweisheit 208
Wilhelm Busch 227
Zu guter Letzt 236

MATTHIAS CLAUDIUS

In der festfrohen, rasch zu begeisternden und für den Prunk empfänglichen Zeit vor dem Weltkrieg tauchte mit anderen Denkmalsentwürfen der Plan auf, Matthias Claudius, diesem schlichten und stillen, gemütvollen und besinnlichen Hauspoeten aus Holstein, ein Standbild am Rhein zu errichten. In der stummen Sprache des Marmors sollte, so hieß es, des Dichters gedacht sein, der als ein seliger Zecher mit seinem Liede „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" eine der freudigsten Strophen zum Ruhme des Rheins und seiner Reben angestimmt habe. Über dem Kriege geriet der Plan ins Vergessen. Es war nicht schade um ihn. Für sein Lied war der Dichter zu seinen Lebzeiten von den Winzern, die ihm Jahr um Jahr etliche Flaschen ihres Ambrosia sandten, würdig bedacht worden. Im übrigen war ihm der Himmelsstrich, den er wie Schiller die Schweiz einzig in seiner Eingebung sah, nur ein Traum der Ferne geblieben. Mehr als eine romantische Vorstellung bot ihm nur eine der Städte am Rhein, Düsseldorf. Dorthin war Anna, die dritte und lieblichste unter den Claudius-Töchtern, Jacobis Sohn Max in die Ehe gefolgt. Aber soviel sie in ihren Briefen vom Rheinland erzählte, und so gründlich der Vater, der die Welt gern in seinen Kindern bereiste, ihre Episteln auch las, wollte es ihm doch kaum in den Sinn,

daß eine Claudius in Düsseldorf oder in Aachen, „in einem so entfernten Lande“ einen Hausstand gründen und guter Dinge sein konnte, ohne vor Heimweh nach Wandsbeck zu sterben.

Denn hier, in dem kaum eine Stunde von Hamburg entfernten und doch so abgeschiedenen Kirchspiel war für ihn selbst einzig und ewig die Welt. Ihrem Fähnlein und seinem sanften Dienste seit seinen Mannesjahren verschworen, war er nur einmal dem Banne entronnen und in die Fremde gezogen. Vom Zeitungsschreiber im Dorf war er durch hohe Gönner zum Oberlandkommissar in Darmstadt aufgerückt, und ein jeglicher hätte dergleichen für eine Auszeichnung und eine gnädige Fügung genommen. Nur ihm selbst war der Himmel nicht heller, das Leben nicht froher geworden. Wenn er im seidenen Habit über die Straßen der Residenz schritt, brannte es ihm bis in die Sohlen vor Scham, daß er nicht mehr in Flausrock und Weste, das Haar glatt übergekämmt, an seiner Dorfecke stand, und so lieblich der Blick von seinem Schreibtisch über Obst- und Weingärten zu den Höhen des Odenwaldes war, so vergaß er doch nie, daß es der Käfig der Amtsstube war, an deren Stäben das Bild sich verfing. „Er war zu faul, mochte nichts tun als Vögel singen hören, Klavierspielen und Spazierengehen, konnte die hiesige Luft durchaus nicht vertragen, fiel in eine Krankheit und ging wieder zu seinen Seekrebsen heim“, lautete das betrübliche Zeugnis, das er aus Amt und Würden in seine simple Häuslichkeit mitnahm, und doch gab es an jenem Tage, da der brotlose und entlassene Oberlandkommissar zum ersten

Male mit seinem Stecken über die Wiese wieder zum Wandsbecker Park ging, nichts Vergnügteres unter der Sonne. Denn für nichts in der Welt war ihm die Freiheit feil, ein Tagewerk nach seinem Gusto zu treiben, und selbst die schönsten Ämter der Erde, der beschauliche Müßiggang eines Postmeisters auf dem Lande oder eines Schloßkastellans dünkten ihn noch eine Last.

Um so williger nahm er auf sich, was ihm an Pflichten in seinem kleinen Anwesen und seiner großen Familie oblag. Vom Morgen, den er nach Väterart mit einer frommen Lesung begann, bis in den Abend, den er so gern beim Rundgang im Garten am Himmel verschweben und in den Blumen entschlummern sah, fand er daheim genügend zu tun, das meiste und beste bei seinen Kindern, die er, zehn an der Zahl, allesamt selbst unterwies. Aber es galt nicht nur, die Kinder lehren und mahnen, es galt auch, sie nähren und kleiden; und so hieß es am Ende doch, nach einem Broterwerb suchen. Diesmal aber traf er es recht. Nur ein einziger Tag im Jahre galt hinfüro dem Amt und der Uhr; denn auf der Speziesbank in Altona, der er auf Geheiß seines Königs als „erster Revisor" vorgesetzt wurde, brauchte er nur einmal im Jahre zu seinem Prüfungsgeschäft zu erscheinen, um sich die übrigen 364 Tage des Jahres bei 800 Talern Gehalt für den nächsten Gang zu erholen. Doch ein so heiteres Los fällt nicht von ungefähr einem Pfarrerssohn in den Schoß. Nur dem Tapferen hilft das Glück, und auch Claudius hatte das seine brav und in redlichem Kampfe verdient. Wie er eine geringe und unansehnliche Aufgabe durch eine bleibende Leistung

geadelt und auf dürftigem und entlegenem Felde ins Weite und Große gewirkt hatte, war seiner Mitwelt schon wie ein Wunder erschienen. Ein Dorfblättchen von bescheidenem Umfang und geringer Verbreitung, der „Wandsbecker Bote", war durch ihn den besten Lesern in Deutschland lieb und zum Freunde geworden. Nur eine einzige unter den vier recht und schlecht auf Löschpapier gedruckten Seiten des Blättchens stand ihm einmal die Woche zur Aussprache frei — aber was wurde auf ihr den Wandsbeckern Schönes zum Feierabend geschenkt.

Allen verständlich und einem jeden, Meister und Magd, Knecht und Gesell, gut und nützlich zu lesen war, was der Nachbar da schrieb. War er auch ein studierter und in den Büchern bewanderter Mann, tat er doch niemals groß mit Worten und Dingen, die das Volk auf dem Lande nicht kennt. Als „Vetter Andries" sprach er den Leser auf seinem Zeitungsblatt an, tauschte Briefe mit ihm, war mit ihm heiter und traurig, disputierte mit ihm und warb in Rede und Antwort um das Wort, „das allen auf der Zunge schwebt und das alle suchen", um das rechte, natürliche Wort. So sättigte er seine Sprache, wie einst Luther getan, mit dem gesunden Gute der Mundart, füllte sie mit dem Schatz ihrer Bilder, Redensarten, Vergleiche und lehrte sie nach ihrem Vorbild, offen und grade, in Einfalt und Frohsinn mit seinen Landsleuten reden. Wie er bedacht war, das Bedeutende einfach und ohne Schwere zu sagen, war es sein Stolz, dem Einfachen durch ein besinnliches oder zärtliches Wort Rang und Bedeutung

zu geben. Wie anderen bei ihrer Post über den Waffenlärm in Europa schlug ihm bei seiner Nachricht über die Schwalben oder die Störche in Wandsbeck das Herz, und mit nicht minderem Ernst als von dem Treiben der Höfe oder den Werken der Mächtigen sprach er von den ländlichen Feiern und stillen Begebenheiten im Dorfe. Auch von sich selber tat er dem Leser freundlich und willig Bescheid, vom Walten der Mutter im Hause oder der eigenen Arbeit im Garten, von den Linden vor seinem Fenster oder von Phylax, dem Hofhund, und es ergab sich dann wohl, wenn ihn ein Kummer beschwerte oder ein Glück allzu beseligen wollte, daß er darüber ins Versemachen oder ins Spintisieren geriet. Wie er vor Jahren in Hamburg in die „Adreßkomptoirnachrichten" zwischen Schiffs- und Börsenmeldungen ein verliebtes Lied an den Mond, zwischen Fremden- und Lotterielisten einen Zwiegesang mit der Nachtigall eingestreut hatte, wob er auch jetzt in die Chronik des Dorfes die Melodie des eigenen Lebens. So wuchsen vereinzelt, wie Blumen im Korn, inmitten der Prosa und täglichen Mühsal seine Gedichte herauf, seine frommen und innigen, zärtlichen und naturnahen Lieder.

Wie ihre Losung das Leben war ihr Kehrreim der Tod; denn so leichten Mutes ihr Dichter als ein rechtes und fröhliches Weltkind seines Weges zog, so vergaß er doch nie des stummen Gefährten, der hinter ihm schritt. Als Jenenser Student durch den jähen Tod seines Bruders aus seinem Frieden aufgeschreckt, schloß er weise und demütig mit dem bösen Feinde für jetzt und immer Versöhnung. Er erfand einen Namen für seinen schweig-

samen Freund, er gab ihm ein Bruderwort, das noch viele nachsprechen sollten. „Freund Hein", so nannte er ihn, und ihm, dem letzten Gefährten, widmete er, was er schuf. Auf das Titelbild seines Werkes ließ er das Bild des Sensenmannes drucken. Doch nicht als Würgengel war er zu sehen. Als Engel und Hausgott stand er da, ein beinerner Ruprecht, heiter, ein Lächeln unter der Larve. Wußte Freund Hein, daß er doch der Sieger nicht blieb? Denn nicht ihm, dem Tode, und der Vergänglichkeit war, was unter dem Bilde gedruckt war. Über die Werke des Boten hatte er keine Gewalt. Wie sie zu seinen Lebzeiten schon ihres Weges zogen, gemächlich und stetig, Meile um Meile, trugen sie nach seinem Tode seinen Namen durch Deutschland und am Ende in die Unsterblichkeit heim. „Die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsamen Schrittes", hatte er einst seinem Sohne Johannes in seinen Lebensregeln geschrieben, und so war es schließlich auch ihm und seinem Ruhme gegangen. Aus einem Leben, das Jean Paul geträumt haben könnte, ging die Bahn zu den Sternen, und aus dem Boten wurde der Evangelist.

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret,
Trägt braun und graues Haar,
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.

Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

An meinen Sohn Johannes

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben und Dir sagen, was ich gefunden habe und was die Zeit mich gelehret hat.

*

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig, doch sei zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke Dir darum nicht weniger.

Tu keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagst.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lobes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

Zum Tode der Schwester

Der Säemann säet den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf.

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel
den Staub und
Kehret zur Sonne zurück.

Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte

Durchlauchtigster Fürst, Gnädigster Fürst und Herr!

Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden; bitte aber untertänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sollten nur einmal parforcegejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihre Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes, unschuldiges Tier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber totschießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie täten's gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod usw. usw.

Bei der silbernen Hochzeit

Ich habe Dich geliebet, und ich will Dich lieben,
Solang' Du goldner Engel bist,
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist.

Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen.
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben.
So segnet keine andre Hand.

Aus dem „Sermon an die Mädchen"

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Was ist Schönheit des Leibes? —'s ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie Dir nicht gegeben, und Du magst sie Dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter, und sie ist dahin. Zweitens schafft

und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen besseren Braten machen, kannst mit Taubenaugen Dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh Deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie Dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müßt mir nicht böse sein, Ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist.

Ich möchte Euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's Euch anders sagen, werden um Euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte Euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre schade um Euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Waage; so wie die eine in Eurem Gemüte steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Teil und erheben eben deswegen vor Euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen Euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und

Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eigenen Engel, der hinter Euch hergehet und über Euch wacht, solange Ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von Euch weichet, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchens! ich weiß, was Ihr wert seid! Und was Ihr dem Manne sein könnt, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid Ihr ihm ein Trost und machet ihn allzeit fröhlich. Ihr seid Bein von unseren Beinen und Fleisch von unserem Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich Euch ansehe und an Euch denke.

Nun, Ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch Euer Beruf sei. Gehet hin in Frieden und seht nicht viel umher. Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Von der spricht nur einer: sie ist überall; der andre: sie ist nirgends, und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze und sie sich so einander wechselweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen anderen Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften" zu nennen. Wenn Du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohlgegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken, schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's Not ist und er helfen kann, so nimm Du

auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand Deinen Freund: ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du dann sein Freund? Das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Gramm Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne E i n i g u n g; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft

ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein! Freilich wohl, und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript. Es gibt e i n i g e Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

A n s e l m u c c i o

Ist gar ein holder Knabe, er?
Als ob er's Bild der Liebe wär,
Sieht freundlich aus und weiß und rot,
Hat große Lust an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm und Bein, rund und voll!
Und alles, wie man's haben soll.
Nur eines fehlt Dir, lieber Knabe!
Eins nur: Daß ich Dich noch nicht habe.

Die Mutter bei der Wiege

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild!
Du Deines Vaters Ebenbild!
Das bist Du; zwar Dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier
Und sah Dir ins Gesicht,
Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein.
Denn wenn's nicht seine Nase wär,
Wo hätt'st Du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe, was Dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht
Und habe nur sein Herz!

Christiane

(Christiane, Claudius zweite Tochter,
starb am Nervenfieber im Alter von 20 Jahren.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden.
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

IDYLL UM JEAN PAUL

Wie in ein Lustspiel so hatte der liebe Gott sie in diese Welt geschrieben, die Dorothea Beyerlein aus Hutschendorf. Just um die Einmachzeit hatte er sie in die schönste Wiege von ganz Hutschendorf gelegt, zum Metzgermeister Beyerlein. „Diene wie er deinem Nächsten und seinem leiblichen Wohl", hatte er dabei gesagt und auf die Würste, die Schinken zu ihren Häupten gewiesen. So stand sie, kaum zur Jungfer erblüht, an häuslichen Herden, den Löffel, ihr Zepter, in kundiger Hand. Rasch zur Berühmtheit geworden, ging sie dann ein in die Küchen der ersten Hotels, mit ihren Künsten und Einfällen selbst die verwöhntesten Gaumen zu laben. Dann kam einer, der Rollwenzel hieß. Lustig und brav, behäbig und rund wie sein Name, gefiel er ihr wohl, und sie wurde sein Weib. Doch über der Heirat ging ihre Kunst für die Welt nicht verloren; denn ihr Rollwenzel war ja ein Gastwirt. Vor den Toren Bayreuths, am Fuße der Eremitage, lag das gastliche Haus, an dessen Herd sie nun herrschte.

Es wurde ein Heim für Schlaraffen. Das wußten viele im schönen Bayreuth. Aber am besten wußte es der, der jeden Morgen, andächtig wie eine Jungfer zur Messe, zu dieser Stätte der Seligkeit ging. Wenn die zehnte Stunde von der Wanduhr klang, schickte er sich umständlich und ein wenig feierlich zu seinem Pilgerzug an, knöpfte den alten blauen Flausrock über dem

rundlichen Bäuchlein zusammen, nahm den Knotenstock in die Hand, hob den Ranzen von der Wand, schnallte ihn über die Schulter, pfiff seinem Hund, stülpte sich dann die große tellerrunde Mütze aufs Haupt, stapfte die Stiegen hinunter und machte sich nun auf den Weg, der Dichter und stille Genießer Jean Paul.

Hinter dem Stadttor ging es durch eine Kastanienallee, an deren Ende zur Rechten aus dem Grün schon das Dach seines Wirtshauses grüßte. Kurz und herzlich war die Begrüßung. Ein schneeweißes Häubchen über dem Scheitel, die blanke Schürze über dem Hauskleid stand die Rollwenzelin auf der Schwelle, vor ihr, in Erscheinung und Aufzug mehr einem Bierbrauer und einem Landpächter ähnlich, ihr Stammgast mit den braunen Locken und dem Herzen voller Sterne, der Liebling der Frauen und Fürsten Jean Paul — und zwischen beiden, das flockige Fell in stiller Liebkosung an die Schürze der Freundin geschmiegt, Ponto der Pudel. Ihm galt das erste zärtliche Wort. Dann schwatzte man noch ein Weilchen vom Wetter, von den Begebenheiten und Neuigkeiten der Stadt, vom Korn auf den Feldern oder den Hühnern im Garten, bis man sich trennte, die Rollwenzelin in der Küche verschwand und ihr Gast hinauf in sein Stübchen zog, sein Trink- und Arbeitszimmer, den Feenpalast seiner Träume ...

Ach, was war es ein Umstand, eh er sich hier aus dem Gewinde der Fäden und Garne, der Federn und Dinten, der Bücher und Hefte, der Exzerpte und der Notizen, die sein Ranzen gleich einem Wunderkasten ver-

barg, befreit und losgeschält hatte, was war es ein Holtern und Poltern, ein Trippeln und Laufen, ehe nun jedes Teilchen an seinem Platze, die Tabakdose rechts, das Schreibzeug links, zwischen beiden die Tasse schwarzen Kaffees und vor ihnen endlich er selber aufgebaut war.

Vor dem Fenster war sein Platz. Durch die Scheiben grüßten die Hügel vom Roten Main und ganz in der Ferne die Waldkuppeldome, in denen das Fichtelgebirge blaut. Nebel hüllen sie ein. Doch wie der Dichter zu schreiben beginnt, da ist es, als hebe die Feder die Schleier und teile den Flor. Den Duft ihrer Wälder, den Hauch ihrer Blumen, den Odem der Blätter nimmt er hinüber in seine Schrift. Wie Gräser im Tau beginnen die Zeilen zu funkeln. Der Glanz des Morgens schwebt in sein Wort, und die Bläue des Himmels spiegelt sich wider in seinem Traum. Nicht in die Ferne zieht es ihn fort. Ihm ist sein Deutschland Glückes genug. Ihm macht es Freude, die Städte der Deutschen, die wie die Harfen oder die Fächer gebaut sind, mit seinen Worten zu zieren. Ihn beseligt es tief, die in die Wälder versponnenen Dörfer der Deutschen dem Vogel gleich, der Halm auf Halm zum Neste trägt, ins Dasein zu zaubern. Wie Gulliver beugt er sich über sein Liliput. Wie eng, wie schön, wie bunt das Leben ist. Schlagbäume gehen auf und nieder, und immer leuchtet ein anderer Farbenstrich. Schilderhäuschen wachsen an jedem Wegkreuz, und immer sind sie anders bemalt. Soldaten marschieren auf allen Straßen, und immer haben sie andere Röcke an. Fürsten grüßen von jedem Balkon,

und immer haben sie eine andere Krone auf. Das ist Deutschland, die Spielzeugschachtel für Fürsten und Dichter. So schüttet der Pfarrerssohn aus dem Fichtelgebirge, der in sein Wunsiedel, Joditz und Schwarzenbach immer vernarrt bleibt, sie vor sich aus und spielt, froh wie ein Knabe, mit Kirchen und Schlössern, Schulen und Schenken, Häusern und Höfen.

Und fröhliche Menschen träumt er hinein. Mit dem Kleinsten sind sie zufrieden. Einige wie der Schulmeister Wuz brauchen nur einen Kloß in der Pfanne, ein Hühnchen im Topf, um selig zu sein. Ihnen lächelt und duftet ein Tag wie der andere, wenn nur ein brodelnder Dampf den Schüsseln entsteigt. Andere kennen tiefere Wonnen. In ihre Herzen scheinen die Sterne. Das macht sie so froh. Herbst und Winter scheuen sie nicht. Zugvögeln gleich, schwingen sich ihre Gedanken über den düsteren, nebelnden Herbst. Mag der Winter sie auch umschneien: unter der Schneedecke (wissen sie ja) schlummert die Wiese. Im Tropfen Burgunder das Rote Meer, im Sand die Juwelen zu sehen, das ist ihre Kunst. Sie kennen die Wege, um glücklich zu werden: den einen nach oben, hoch ins Gewölk, daß man die Welt nur wie ein Kindergärtchen sieht, den andern nach unten, tief in die Furche, daß man die Welt nur wie ein Ährenfeld erblickt. So lösen sie sich die Rätsel des Lebens. Sie weiten die Enge, die sie bedrückt. Sie würzen die Speise, die ihnen bleibt. Sie lehren die Kunst des Trotzalledem: die Menschen Jean Pauls, die seligen Kinder, die Spiegelbilder seiner selbst. „Wenn ich einen solchen Menschen gesehen hätte, wie ich einer war in

Hof, mit der Lust, Ertragung und Uneigennützigkeit, ich hätt' ihn sehr geliebt."

Aber an Liebe hatte es ihm, selbst in den elenden zehn Dachstubenjahren, ja niemals gefehlt. Wer war wie er von den Frauen umschwärmt und verwöhnt worden? Der Abgott aller schönen Seelen, der Traum der Verlassenen und das Idol der Empfindsamen, war er Bruder und Beichtvater, Tröster und Mitwisser ungezählter im Lande. Mehr als eine war ihm in Küssen und Liebesworten versprochen, mehr als einer hatte sein Herz brausend und glühend geschlagen, und was den Schönen der Erde noch an Vollendung gebrach, hatte sein Wunschtraum gleich der Liane des „Titan" oder der Klotilde des „Hesperus" in Himmel und Wolken entrückt. Aber was war von Ruhm und Frauenliebe geblieben? Die himmlischen Bilder waren zerflossen, die Feste verrauscht, und es war Alltag auch in der Liebe, der Freundschaft geworden: im Hausstand mit seiner tüchtigen, klaren, wenngleich heftigen Frau Karoline und in der zärtlichen Fürsorge seiner behutsamen Wirtin, deren Stübchen sein Parnaß, deren Haus sein Helikon war.

„Die gescheiteste Frau von ganz Bayreuth", rühmte er sie, seine Rollwenzelin, und doch wußte sie wenig von dem, was die vornehmen Damen von Stand in seiner Gegenwart sprachen oder die Schwärmerinnen am Schreibtisch vor seinem Abbild empfanden. Aber um nichts in der Welt war das Stündlein ihm feil, das er am Nachmittag, wenn die Arbeit getan und eine „Summula" „Hundspost" oder ein „Zettelkasten" gefüllt

war, wie ein Bursch seinen Feierabend bei ihr verbrachte. Vor sich sein Seidel Kulmbacher Bier, auf dem Tisch eine Schüssel voll des Besten aus Küche und Keller und auf der Bank gegenüber, zum Zulangen immer wieder ermunternd, seine besorgte Rollwenzelin, ruhte er von seinem Tagewerk aus. Der Geist, der ihn droben auf seiner Kammer durch Nachthimmel und über Sternenmeere entführte, trug ihn zurück in die Sorgen und Freuden des eigenen, engen und alltäglichen Lebens, in die Beschwichtigung und in den Frieden, in die Geduld, in die Obhut und in die Mütterlichkeit einer Frau. Hier durfte er reden, soviel er nur mochte, von dem Geringen, das ihn bewegte, von seinen Tieren und Kindern, von seinen Grillen und seinen närrischen Liebhabereien: von seinem Eichhörnchen und seinem Laubfrosch, von der Amsel in seinem Garten oder den kleinen Jean Päulchen daheim. Was einer kleinen Komtesse auf ihr Billet, einem Gelehrten auf seinen Brief, einem verrannten Kritikus oder verirrten Studiosus zu antworten war, wußte er selbst; wie man indessen den Laubfrosch am Leben, die Beete gedeihlich, die Sträucher fruchtbar erhielt, wo man die besten Blumenzwiebeln, den körnigsten Vogelsamen bezog, welches Hausmittel gegen den Husten das wirksamste welcher Standort für die kränkelnde Pflanze im Zimmer der ratsamste war, dies und vieles andere mehr wußte die Rollwenzelin; und wie sie den Gast selten ohne ein Sträußchen im Knopfloch oder eine bekömmliche Zukost im Ranzen entließ, ging auch der Frager nie ohne Antwort und Lehre nach Haus.

So zog er auch jetzt, dankbar für einen Ratschlag und des geleisteten Tagewerks froh, auf seinem Rücken den klappernden Ranzen, an seiner Seite den Pudel und vor sich den Umriß der Dächer und Türme, die Straße zurück. Kaum war er eingebogen in die Allee, so sah er auch schon aus der Ferne Frau Karoline, das Mäxlein zur Rechten, Emma, Odilia zu ihrer Linken, auf sich zukommen. Nicht lange, so gab es zwischen dem Hund und den Kindern ein lautes, frohes Begrüßen, ein Weilchen darauf zwischen den Großen ein stilles Willkommen, und wie er nun so, umringt von den Seinen, seiner Häuslichkeit zuschritt und über Wiese und Feld den Blick zu den Hügeln und hinauf in den purpurnen Himmel und seine Rosen im Abendrot hob, war ihm heiter und hold in der Seele. In seinen Kindern fand er sich wieder, sich und die eigene Jugend — und es erfüllte sich, was er geschrieben: „Er nahm den Schnee der Zeit von dem Wintergrün der Erinnerung hinweg und sah die schönen Tage der Kindheit aufgedeckt, frisch, schön und duftend."

BLUMEN-, FRUCHT- UND DORNENSTÜCKE

Aus den Schriften Jean Pauls

Der alte Perser lehrte sein Kind aus der ganzen Sittenlehre nichts als die Wahrhaftigkeit. So schön setzt sich die grammatische Ähnlichkeit seiner Sprache mit der deutschen auch als moralische fort.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder! Ihr aber, die ihr nicht erzieht, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undanks für ein unverdientes Glück schämen vor jeder kinderlosen Mutter und kinderlosen Gattin.

Habt keine Freude am Ge- und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln. Zu häufiges Befehlen ist mehr auf die elterlichen Vorteile als auf die kindlichen bedacht. Sogar ein Erwachsener, welchem ein anderer tagelang mit tragbaren Kanzeln und Beichtstühlen nachsetzte und dem er daraus Predigten und Verdammungen nachspritzte, würde zu keiner echten Tätigkeit und sittlichen Freiheit gelangen, geschweige aber ein schwaches Kind, das mit jedem Lebensschritte sich in ein „Halt — Lauf — Laß — Mach" verstricken muß.

Schon als Kind liebt die Frau einen Vexiermenschen, die Puppe, und arbeitet f ü r diese. Der Knabe hält sich ein Steckenpferd und eine Bleimiliz und arbeitet m i t diesen.

Unschuldige Mädchen, ihr gleichet der Sonne. Von allen Farben ihrer Strahlen sucht sie nur die rote aus, wenn sie kommt und wenn sie geht. Mädchen, ihr errötet schamhaft, wenn ihr kalt aufgehet voll junger Unschuld — ihr errötet wieder im glühenden Untergang. Unschuldige Mädchen, wie gleicht ihr der Sonne!

Je später die Ehe, desto schwieriger. Einen Hagestolzen zu ehelichen, ist fast gefährlicher als eine Witwe. Denn diese erwartet Männer, wie sie sind, und fühlt weniger Furcht, als sie vielleicht gibt. Jener hingegen verlangt alle seine vorigen Liebschaften in seiner letzten konzentriert, falls er nämlich bescheiden ist — denn ein Unbescheidener fordert, daß die letzte alle übertreffe und seine vorigen Untreuen und seine jetzige Wahl rechtfertige.

Die Männer regieren und ernten — und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezählt; denn die Mutter selber zählet nicht — und so schicken einem Jahrhundert nach dem andern die Weiber unbenannt und unbelohnt die Sonnen, die Sturmvögel, die Nachtigallen der Zeit.

Die weiblichen Laster werden verächtlicher als die männlichen, weil jene öfter aus Schwäche, diese öfter aus Stärke kommen.

Weiber sprechen lieber v o n als i n der Liebe. Männer umgekehrt.

*

Kinder und Völker müssen dem Ulysses nicht bloß im Talente, beredt und klug zu sein, sondern auch im Vermögen, Ulysses Bogen zu spannen, nachgebildet werden.

Der Furchtsame erschrickt v o r der Gefahr, der Feige i n ihr, der Mutige n a c h ihr.

Nur die Vernunft lehrt schweigen, das Herz lehrt reden.

Viele Blumen tun sich der Sonne auf. Doch nur eine folgt ihr immerfort. Herz, sei die Sonnenblume, nicht bloß offen sei dem Gott, sondern gehorche ihm auch.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht getrieben werden. Sogar die ersten Eltern waren nicht daraus zu bringen.

Nur rollende Steine runden sich. Windstille hindert Blumenbefruchtung — dies tröste uns bei Leiden.

Die Menschen leben darum so leicht dem Tode entgegen, weil sich ihnen eigentlich das Alter dazwischenstellt und sie erst dieses ruhige Zeitalter zu erreichen gedenken, von wo aus sie dann, hoffen sie, den Tod ernster in Betrachtung ziehen können.

*

Gesetze, Zeiten, Völker überleben sich mit ihren Werken, nur die Sternbilder der Kunst schimmern in alter Unvergänglichkeit über den Kirchhöfen der Zeit.

Herder und Schiller. Zu Wundärzten wollten beide in der Jugend sich bilden. Aber das Schicksal sagte: „Nein! Es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tieferen!“ — und beide schrieben.

Im Raum wirken große Männer selten einträchtig und gemeinschaftlich. Aber in den Zeiten reichen sich alle die Hände aus der hohen Geisterwelt herunter zu Einem Bau.

Das Genie und der Fürst. Das Volk bewundert beide zweimal am meisten: wenn sie ihre Regierung antreten und wenn sie sie niederlegen. Am Krönungstage und am Sterbetage werden sie am feurigsten geliebt. So funkelt ein Stern zweimal am stärksten, bei dem Aufgange, bei dem Untergange. Aber kleiner erscheint die Sonne und jedes Gestirn in der Mitte, wo sie eben das reichste Licht auf die Erde gießen.

Nicht umsonst borgen die seltensten Blumen ihre Namen von Fürsten. Die Macht kann nicht milde genug aussehen.

*

Deutschland. Je älter die deutschen Ritterschlösser, desto weniger Fenster und desto mehr Schießscharten haben sie. Deutschland hatte es bisher umgekehrt und mehr L i c h t als F e u e r gegeben.

Deutschland in der Erniedrigung. Was verlor Deutschland in seinem Staube? Eben was der Diamant in dem seinigen: die dunkle Schlackenrinde. Und dann erschien der Glanz.

ZWEI STÜCKE AUS DEM „HESPERUS“

Unter dem Sternenhimmel

Die Nacht war ohne Mondlicht, aber ohne Wolken. Der Tempel der Natur war wie ein christlicher erhaben verdunkelt. Viktor konnte sich aus den Laufgräben langer Täler, aus Wälderfinsternissen und aus dem schillernden Nebel der Wiesen nicht eher erheben als in der Mitternachtsstunde, wo er einen Berg wie einen Thron bestieg und sich da auf den Rücken legte, um die Augen in den Himmel unterzutauchen und sich abzukühlen vom Träumen und Laufen.

Das hereinhängende Himmelsblau schien ihm eine dünne blaue Wolke, ein in blaue Dünste zerschlagenes Meer zu sein, und eine Sonne um die andere teilte mit ihren langen Strahlen die blaue Flut ein wenig auseinander. Der Arkturus, der dem liegenden Menschen gegenüber stand, stieg schon von der Zinne des Himmels herab, und drei große Sternbilder, der Luchs, der Stier, der Große Bär, zogen weit voraus unter das Abendtor. Diese näheren Sonnen wurden von entrückten Milchstraßen mit einem Hof umschwommen, und tausend große, in die Ewigkeit geworfene Himmel standen in unserem Himmel als weiße, spannenlange Düfte, als lichte Schneeflocken aus der Unermeßlichkeit, als silberne Kreise aus Reif. Und die Schichten aneinandergerückter Sonnen, die erst vor dem tausendäugigen Auge der Kunst den Nebelschleier fallen lassen, spielten wie Streife unserer Sonnenstäubchen

im glühenden, durch das Unermeßliche brennenden Sonnenstrahl der Ewigkeit.

Und der Widerschein seines durchglühten Thrones lag hell auf allen Sonnen.

Plötzlich stellen sich nähere zerschmolzene Lichtwölkchen, nähere Nebel, aufgeflogen aus Tau unter der Versilberung, tief herab vor die Sonnen, und der Silberblick des Himmels läuft mit zertragenen dunklen Flocken an.

Viktor begreift die überirdische Entzündung nicht und richtet sich bezaubert empor ... und siehe ... der gute verwandte nahe Mond, der sechste Weltteil unserer kleinen Erde, war still und ohne das Freudengeschrei des Morgens neben der Triumphpforte der Sonne herangetreten in die Nacht seiner Mutter Erde mit seinem halben Tage.

Und als jetzt die Schatten von allen Bergen rannen und durch die aufgedeckten Landschaften nur in Bächen zwischen den Bäumen zogen, und als der Mond dem ganzen dunklen Frühling in der Mitternacht einen kleinen Morgen gab, so faßte Viktor nicht nächtlich-melancholisch, sondern morgendlich-verjüngt den großen, runden Spielraum der jährlichen Schöpfung in sein erwachtes Auge, in seine erwachte Seele, und er überschaute den Frühling unter dem innern Freudengeschrei mitten in der weiten Verstummung, unter dem Gefühle der Unsterblichkeit im Kreise des Schlafes.

Auch die Erde, nicht nur der Himmel macht den Menschen groß!

Ziehet in meine Seele und in meine Worte, ihr Mai-

gefühle, die ihr in der Brust meines Viktor schluget, da er über die knospende, schwellende Erde sah, von Sonnen über seinem Haupte bedeckt, von grünendem Leben umstrickt, das von Gipfeln zu Wurzeln, von Bergen zu Furchen reichte, und von einem zweiten Frühling unter seinen Füßen getragen, da er sich hinter der durchbrochenen Erdrinde die Sonne mit einem Glanztage unter Amerika stehend dachte ...

Viktor war in Träume gesunken, als auf einmal das kalte Umwehen der Lenzluft, die jetzo mehr mit kleinen Wolken als mit Blumen spielen konnte, und das Rauschen der Frühlingsbäche, die neben ihm von allen Bergen und über jedes dunklere Grün wegschossen, ihn erweckte und berührte — da war der Mond ungesehen gestiegen, und alle Quellen glommen, und die Maiblumen traten weißblühend aus dem Grün, und um die regen Wasserpflanzen hüpften Silberpunkte.

Da hob sich sein wonneschwerer Blick, um zu Gott zu kommen, von der Erde auf und von den grünenden Rändern der Bäche und stieg auf die herumgebogenen Wälder, aus denen die eisernen Funken und Dampfsäulen über die Gipfel sprangen, und zog auf die weißen Berge, wo der Winter in Wolken schläft — aber als der heilige Blick in dem Sternenhimmel war und zu Gott aufsehen wollte, der die Nacht und den Frühling und die Seele geschaffen hat, so fiel er mit zurücksinkendem Flügel und weinend und fromm und demütig und selig zurück ...

Seine schwere Seele konnte nur sagen: Er ist!

Aber sein Herz sog sich voll Leben an der unend-

lichen, quellenden, wehenden Welt um ihn, über ihm, unter ihm, worin Kraft an Kraft, Blüte an Blüte reicht — die ganze unermeßliche Welt stand vor ihm, deren ausgespannter Wasserfall, in Düfte und Ströme, in Milchstraßen und Herzen zersprungen, zwischen den zwei Donnern des Gipfels und des Abgrunds reißend, gestirnt, geflammt herabfährt aus einer vergangenen Ewigkeit und niederspringt in eine künftige — und wenn Gott auf den Wasserfall sieht, so malt sich der Zirkel der Ewigkeit auf ihn, und der Strom verrückt den schwebenden Zirkel nicht ...

Der selige Sterbliche stand auf und wandelte im Gefühle der Unsterblichkeit durch das um ihn pulsierende Frühlingsleben weiter; und er dachte, daß der Mensch mitten unter den Beispielen der Unvergänglichkeit den Unterschied zwischen seinem Schlaf und Wachen irrig zum Unterschied zwischen Sein und Nichtsein zerdehne. Jetzo war seinen kräftigen strotzenden Gefühlen jedes Getöse willkommen, das Schlagen der Eisenhämmer in den Wäldern, das Rauschen der Lenzwasser und der Lenzwinde und das aufprasselnde Rebhuhn.

Emanuels Tod

In Emanuels Augen glänzten die Fieberbilder des Todes, mit denen sich jeder Schlaf, sogar der letzte, anfängt. Sein Geist hing wiegend in seinen schlaffen Nerven, von sanften Lüften angeweht. Denn er war schon in jener zersetzenden Nervenentzückung der Ohn-

mächtigen, der Gebärenden, der Verbluteten, der Sterbenden. Aber seine ausgeleerte Brust stieg leichter auf, sein ziehender Geist dehnte den Lebensfaden dünner aus ...

Es kam der Abend. Emanuel wurde stiller und sein Auge starrer, und es schien die Phantasien seines arbeitenden Gehirns in der Stube zu sehen, bis der Goldstreif der vorgesunkenen Abendsonne, den ein Spiegel auf ihn richtete, gleichsam wie ein Blitz durch seine Traumwelt fuhr. Leise, aber mit anderer Stimme sagte er: „In die Sonne!“

Sie verstanden ihn und rückten sein Bette und sein Haupt dem schönen Abendregen der Abendsonne, dem er sonst sooft sein weiches Herz aufgeschlossen hatte, entgegen.

Viktor erschrak, als er sah, daß seine Augen der Sonne ungeblendet und unbeweglich offenstanden.

Es war erhaben still um drei zerrüttete Menschen. Bloß ein Abendlüftchen flatterte in den Lindenblättern des Zimmers, und eine Biene zog um die Lindenblüten. Aber draußen, außerhalb dem Theater der Beängstigung, ruhte ein seliger Abend auf den rot übersonnten Fluren unter freudigen, flatternden, singenden, trunkenen Wesen.

Emanuel schaute still in die Sonne, die tiefer in die Erde drang. Er krallte nicht am Deckbette wie andre, sondern hob seine Arme empor wie zu einem Fluge oder zu einer Umarmung. Viktor nahm seine geliebten Hände, aber sie hingen ohne Druck in seine nieder. Und als die Sonne wie eine lodernde Welt am Gerichts-

tage untersank in einer aufschießenden letzten Lohe, so blieb der Stille mit kalten Augen an der leeren Stelle der Sonne und merkte den Untergang nicht. Und Viktor sah plötzlich wechselnde Blitze der Todessense gelb über das unverrückte Antlitz gehen — da gab er zerrüttet dem Julius die Flöte und sagte gebrochen: „Spiele das Lied der Entzückung, jetzt stirbt er."

Und Julius preßte mit strömenden, verfinsterten Augen den schluchzenden Atem in die Flöte und erhob seine Seufzer zu himmlischen Tönen, um die entrinnende Seele unter ihrer Auswurzelung mit dem Nachklange der ersten Welt, mit dem Vorklange der zweiten Welt zu verhüllen und zu betäuben. —

Und als unter dem Liede ein seliges Lächeln über einen unbekannten Traum das erkaltende Gesicht verklärte und als bloß eine Zuckung der Hand die Hand des trostlosen Freundes drückte und bloß die Zuckung mit dem Augenlid winkte und weiter hinab die blassen Lippen öffnete und verging, und als die Abendröte die bleiche Gestalt bedeckte — siehe, da trat der Tod, kalt gegen die Erde und unsern Jammer, eisern, aufgerichtet und stumm, durch den schönen Abend unter die Lindenblüte hin zur überdeckten Seele im beruhigten Leichnam und reichte die verhüllte Seele mit unermeßlichem Arm von der Erde durch unbekannte Welten hindurch in Deine ewige warme väterliche Hand, die uns geschaffen hat — in das Elysium, für das Du uns gebildet hast — unter die Verwandten unseres Herzens in das Land der Ruhe, der Tugend und des Lichts.

DEUTSCHLAND — ITALIEN

Deutscher Sommer

Gott, welche Jahreszeit! Wahrlich, ich weiß oft nicht, bleib' ich in der Stadt oder geh' ich aufs Feld, so sehr ist's einerlei und hübsch. Geht man zum Tore hinaus, so erfreuen einen die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können, und die Schäfer schlafen im Freien. Man braucht kein dumpfes Haus; jede Staude macht man zur Stube und hat dabei gar meine guten emsigen Bienen vor sich und die prächtigsten Zweifalter. In Gärten auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen im Freien Vokabeln aus Lexizis. Wegen des Jagdverbotes wird nichts geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Ästen kann sich so recht sicher ergötzen. Überall kommen Reisende auf allen Wegen daher, haben die Wagen meist zurückgeschlagen, den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Mund. Die Schatten der Wolken laufen, die Vögel fliegen dazwischen auf und ab, Handwerksburschen wandern leicht mit ihren Bündeln und brauchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter steht man sehr gern draußen und riecht die Erquikkung, und es schadet den Viehhirten weiter nichts die Nässe. Und ist's Nacht, so sitzt man in einem kühleren Schatten, von wo aus man den Tag deutlich sieht am nördlichen Horizont und an den süßen warmen Himmelssternen. Wohin ich nur blicke, so find' ich mein

liebes Blau, am Flachs in der Blüte, an den Kornblumen und am göttlichen unendlichen Himmel, in den ich gleich hineinspringen möchte wie in eine Flut.

Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der Tat frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube. Sogar abends nach dem Essen werden die Kleinen, ob sie gleich sehr wenig anhaben, wieder ins Freie gelassen und nicht wie im Winter unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am Tage und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Türen, ohne Schaden. Die ältesten Weiber stehen ohne Frost am offenen Fenster und nähen. Überall liegen Blumen, neben dem Tintenfaß, auf den Akten, auf den Sessions- und Ladentischen. Die Kinder lärmen sehr, und man hört das Rollen der Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man in den Gassen auf und ab und spricht laut und sieht die Sterne am hohen Himmel schießen. Selber die Fürstin geht noch abends vor dem Essen im Park spazieren. Die fremden Virtuosen, die gegen Mitternacht nach Hause gehen, geigen noch auf der Gasse fort bis in ihr Quartier, und die Nachbarschaft fährt an die Fenster. Die Extraposten kommen später, und die Pferde wiehern. Man liegt im Lärm am Fenster und schläft ein. Man erwacht von Posthörnern, und der ganze gestirnte Himmel hat sich aufgetan. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde!

Und doch ist das erst Deutschland — denk' ich vollends an Welschland!

Forum Romanum

Welch eine öde, weite Ebene, hoch von Ruinen, Gärten, Tempeln umgeben, mit gestürzten Säulenhäuptern und mit aufrechten, einsamen Säulen und mit Bäumen und einer stummen Wüste bedeckt! Der aufgewühlte Schutt aus dem ausgegossenen Aschenkruge der Zeit — und die Scherben einer großen Welt umhergeworfen! Er ging vor drei Tempelsäulen, die die Erde bis an die Brust hinuntergezogen hatte, vorbei und durch den breiten Triumphbogen des Septimius Severus hindurch; rechts standen verbundene Säulen ohne ihren Tempel, links an einer Christenkirche die tief in den Bodensatz der Zeit getauchte Säulenreihe eines alten Heidentempels, am Ende der Siegesbogen des Titus und vor ihm in der öden, waldigen Mitte ein Springwasser, in ein Granitbecken sich gießend.

Er ging dieser Quelle zu, um die Ebene zu überschauen, aus welcher sonst die Donnermonate der Erde aufzogen. Aber wie über eine ausgebrannte Sonne ging er darüber, welche finstere, tote Erden umhängen. O der Mensch, der Mensch-Traum! rief's unaufhörlich um ihn. Er stand an der Granitschale gegen das Colosseum gekehrt, dessen Gebirgsrücken hoch im Mondlicht stand, mit den tiefen Klüften, die ihm die Sense der Zeit eingehauen — scharf standen die zerrissenen Bogen von Neros goldnem Hause wie mörderische Hauer darneben. Der Palatinische Berg grünte voll Gärten, und auf zerbrochenen Tempeldächern nagte der blühende Totenkranz aus Epheu, und noch glühten

lebendige Ranunkel um eingesenkte Kapitäler. — Die Quelle murmelte geschwätzig und ewig, und die Sterne schaueten fest herunter mit unvergänglichen Strahlen auf die stille Wahlstatt, worüber der Winter der Zeit vergangen, ohne einen Frühling nachzuführen. — Die feurige Weltseele war aufgeflogen, und der kalte, zerstückte Riese lag umher: auseinandergerissen waren die Riesen-Speichen des Schwungrads, das einmal der Strom der Zeiten selber trieb. — Und noch dazu goß der Mond sein Licht wie ätzendes Silberwasser auf die nackten Säulen und wollte das Colosseum und die Tempel und alles auflösen in ihre eigenen Schatten

WENN DIE MENSCHEN FLIEGEN KÖNNEN

Im Mai 1808 ging durch die Zeitungen die Nachricht, ein Wiener Uhrmacher sei 54 Fuß hoch nach beliebigen Richtungen geflogen. Flugs veröffentlichte Jean Paul im „Morgenblatt" folgende satirische, hier nur auszugsweise wiedergegebene Zukunftsphantasie.

Im Extrablatte der „Baireuther Zeitung" Nr. XIX vom 12. Mai 1808 steht die Nachricht, „der Uhrmacher Jakob Degen in Wien sei mit Flügeln aus zusammengenähtem Papier, welche eine Last von 240 Pfund bewegen, im Reithause vor einer Zuschauerschaft 54 Fuß hoch nach beliebigen Richtungen geflogen". — Nur dieses Wunder fehlte noch unserer wunderreichen, mit der steigenden und fallenden Sucht behafteten Zeit, daß wir uns wie Schmetterlinge entpuppten und folglich beflügelten. Mit diesen Flügeln setzt der Uhrmacher Degen, da ihre Erfindung leicht ihre Verbesserung nachzieht, dem ganzen Europa ein neues Gehgewicht und Getriebe ein, und die Entdeckungen sind unabsehlich ...

Das Erste und Wichtigste, was noch in diesem Jahre in der Sache geschieht, ist allerdings, daß eine Gesetzkommission in jedem Staate nieder- und von ihr eine vorläufige Flugordnung aufgesetzt wird. Die nötigsten Luftaufseher, Lufträte und Luftschreiber werden verpflichtet. Sehr verständig ist's, daß sie jedem das Fliegen und Erheben untersagen, der nicht von Adel ist

oder sonst von einer gewissen Standeserhöhung. Die unteren Stände müssen unten bleiben. Der Erdboden ist der goldene Boden ihres Handwerks, indes die höhern mehr von Luft und in Luftschlössern leben; und wozu Flügel gegen einen Pöbel, der so gut zu Fuße ist gegen den Adel in Kutschen und in Sänften? Es kann im ganzen Luftdepartement nur eine Stimme darüber sein, daß das Volk, wenn man ihm nicht die Flügel beschneidet, nämlich abschnallt — wie im Kriege die Waffen und in Italien die Messer —, nichts wird als ein fliegender Drache, aber ohne Schnur und nicht ganz von Papier. Denn darf der Pöbel die Luft durchschwärmen, so ist nachts kein Hut auf dem Kopfe und kein Schinken im Rauchfange mehr sicher. An Leipziger und Hamburger Torgroschen ist nicht mehr zu denken (jeder Kerl schwänge sich im Finstern in die Stadt, wenn er wollte), und das Fallen der Staatspapiere folgt auf das Steigen des Volkes. Der Janhagel würde sich wie die Schwalben im Fluge ernähren wollen, die Wilddiebe schössen von oben herunter und stießen wie Geier auf alles. Kurz, das Staatsunkraut würde sich wie der Distelsame ausbreiten, nämlich durch Flügel, da man es doch mit dem Volke wie mit dem Tannensamen zu machen hätte, dem der Forstmann die Flügel abreißt, ehe er ihn aussät.

Gleichwohl bin ich ganz mit der trefflichen Flugkammer und mit dem Luftsenate einverstanden, daß sie in herrschaftlichen Diensten eine Ausnahme von der Entflügelung des Volkes in der Flugordnung ausdrücklich festsetzen. ... Bei Feuersbrünsten dürften sowohl den

sogenannten steigenden Handwerkern als den Angstopfern im fünften Stockwerke Rettungsfittiche nachzulassen sein — vielleicht so bei Erdbeben — bei Überschwemmungen als Notruder — sogar den Vogelnester-Aus- und -Einnehmern in Island — so den Spionen — so den Eilfliegern im Amte der Eilboten und allen Flugpostämtern ohne Kunststraßen — so den Schauspielern statt der Stricke der Taufengel, wenn sie in Opern zu fliegen haben — so Dichtern, wenn sie eine begeisternde Idee noch höher als unter dem Dache auszubrüten wünschen — sogar einem Musikchore, nicht von Vögeln, sondern von Tonkünstlern, das gern, um eine neue überraschende Wirkung z. B. mit Tafelmusik auf die offene Tafel eines Hofes zu machen, oben herunter die Sphärentöne mit andern gefiederten Singstimmen fallen lassen will. —

Die Luftordnung, welche zu den Gesetzen der fallenden Körper die der steigenden nachträgt, ist reich an guten Paragraphen. Gichtbrüchige und zipperleinhafte Geschäftsmänner haben von Natur das Privilegium der Flügel als unentbehrlicher Motionsmaschinen. Gleichwohl find' ich's gut, daß die Luftinspektion des Mißbrauches wegen verordnet, daß in Nebeln niemand oben schwimme (was wohl die Nässe der Papierflügel von selber verbietet, so daß man nur mit dem Wetterglase steigen kann) — daß kein Flügelmann sich zu sehr erhebe, außer während des Jagdverbots, wegen der Gefahr, als Habicht angesehen und geschossen zu werden — daß nachts jeder Flugbürger eine Laterne trage und am Tage eine besondere Luftuniform damit die Luft-

polizeibedienten, welche auf Türmen mit Ferngläsern auf den Lufthimmel invigilieren, ihn nicht als verdächtiges Vagabunden-Gesindel und -Gevögel ohne weiteres herunterschießen.

Laßt uns die Gesetz-Sitzungen verlassen und andere sehr hübsche Folgen verfolgen!

Nach einiger Zeit find' ich hier in Baireuth, wenn ich aus dem Fenster schaue, nichts häufiger in der Luft als eine Spazierflugpartie von Herren und Damen. Von Amors Flügeln mögen wohl dabei die des Uhrmachers Degen oft die Flügelscheiden oder Flügeldecken sein. Übrigens gefällt mir die Kette oder das Volk (um wie von Rebhühnern zu reden) ausnehmend. Nach Ähnlichkeit eines Grubenkleides zum Einfahren sind für die Damen sehr brauchbare Höhenkleider zum Auffahren erfunden und überall zu Kauf, und es erquickt ungemein, daß sie alle oben im Himmel und grade im größeren Luftraume weit anständiger bekleidet (schon um Wind weder zu fangen noch zu leiden) umfliegen als hier unten.

Die Töchter nehmen allgemein nach den Tanzmeistern bei den Flugmeistern Lehrstunden und geben diesen dafür zuweilen Schäferstunden. Wenn Insekten niemals eher heiraten, als bis sie Flügel bekommen, so ist freilich dieser Fall jetzo bei Heim- und Entführungen häufiger durch solche Dr.-Faust-Mäntel und Fortunatus-Wunschhütlein, und Töchter nach Töchtern fliegen den Eltern aus dem Neste, um sich eins zu bauen.

Fliegende Korps, die nicht in den Rücken fallen, sondern auf den Kopf, sind sehr häufig. Man hat zwar noch

rechten und linken Flügel, aber im eigentlichen Sinne — Sturmfliegen statt Sturmlaufen, Überfliegen der Aufziehbrücken und des englischen Kanals sind zu bekannte Sachen nächstens — ebenso die Reserve-Adler.

Es gibt nur ein gutes, ja ein einziges Werk über den Nordpol (was aber natürlich noch nicht da sein kann), nämlich das Werk, das der erste und für jetzo beste Polfahrer über den Nordpol darum geschrieben, weil er aus seinem eingeschmiedeten Schiffe zwischen den zermalmenden Eisfeldern aussteigen und dann als Flugmensch von Insel zu Insel und Scholle zu Scholle (als Absteigequartier) immer weiter fliegen konnte, bis er oben auf dem Pole saß, gerade unter dem Polarstern.

Nicht bloß Schiffbrücken, auch andere Brücken werden in vielen knausernden Ländern erspart und ersetzt durch Flügel, die man gegen Brückenzoll Fußgängern vorstreckt aus den sogenannten Schwingenhäuschen am Ufer; wollte aber ein unredlicher Fußgänger mit dem Leihflügel entwischen, so feuerte ihm nach der Regel der bewaffnete Brücken-Inspektor gelassen nach. —

Gott gebe nur, daß aus dem ganzen Fliegen etwas wird, oder wenigstens, daß die Zeitungen die Nachricht nicht eher widerrufen, als bis dieser Aufsatz im „Morgenblatte“ abgedruckt ist!

N a c h s c h r i f t 1815. Alles oder auch viel ist dato noch nicht aus der Flügelmaschine geworden, und man hätte sowohl Größeres gewünscht, den Erfolg anlangend, als Kleineres, die Mittel betreffend. . . . Der Ver-

fasser dieses verzagt noch immer an der Vollendung bequemer menschlicher Flügel nicht. Zwei Arme — zwei Füße — ein beweglicher Kopf — eine Luft einsaugende und Luft ausstoßende Brust — also Ruder und Gegenruder — elastische Metall- und andere Federn — Winde, welche durch diagonale Luftfänge so gut zum Heben als die Seewinde durch Seitenbewegung helfen müssen und mehr dergleichen, was mir jetzo nicht einfällt, weil ich sonst die Flugkunst ja selber hier erfunden gäbe, deren Finden ich erst ankündige — alles dies verbindet und verbürgt sich uns für die Hoffnung, daß einmal endlich — nach umgekehrter Rangordnung — aus dem geistigen Steigen und Fliegen der Menschen ein körperliches entstehen und den Geistern die Leiber nachfliegen werden.

*

Ich habe mir hundertmal gedacht, wenn ich ein Engel wäre und Flügel hätte und keine spezifische Schwere, so schwäng ich mich gerade so weit auf, daß ich die Abendsonne am Erdenrande glimmen sähe, und erhielte mich, indem ich mit der Erde flöge und zugleich ihrer Achsenbewegung entgegenführe, immer in einer solchen Richtung, daß ich der Abendsonne ein ganzes Jahr lang ins milde, weite Auge blicken könnte. ... Aber am Ende sänk ich glanztrunken wie eine mit Honig überfüllte Biene süß betäubt aufs Gras herab!

Gönnt und gebt dem Dichter Freuden, er bringt sie euch verklärt als Gedichte zurück, und er genießt die Freuden, um sie fortzupflanzen; denn er ist der Biene ähnlich, die von den Blumen, aus denen sie Süßigkeit trinkt, den Blumenstaub weiter trägt und zu neuen jungen Blumen aussäet. Laßt ihn nach Italien fliegen! Denn er bringt es auf seinen Flügeln als hängenden Garten der Dichtkunst mit.

EICHENDORFF

„Lassen Sie uns sehr behutsam mit Eichendorff sein", bat einst Storm einen Maler, der ihm Entwürfe zu Versen von Eichendorff zeigte. Tief wie den Waldhornklang seiner Lieder trug er im Herzen das Bild ihres Schöpfers. Im Getriebe der Hauptstadt, unter fremden, eiligen Menschen war er vor Jahren dem Dichter begegnet. Niemals, selbst in den Stunden mit Mörike nicht, war ihm ein Künstler liebenswerter und wahrer erschienen. Edelmann in dem Wuchs seiner Glieder und der sicheren Straffheit des Wesens, Offizier und Beamter in der korrekten, gemessenen Form, war er doch immer noch Träumer und Kind. Unter dem schlohweißen Haar blauten zwei milde, selige Augen, und der Glanz einer frohen, unverlierbaren Jugend blieb ihm auch dann, als er still und getreu, Diener des Königs und Staates, der Prosa des Amtes gehorchte. Alle Klugheit und Spottlust, mit denen ein neues Geschlecht fordernd und herrisch dem alten begegnet, verstummten, wenn einmal Eichendorff in den Quartieren der Jungen erschien. Wie sie in seine Dichtung wie in ein schönes und sanftes, unwiederbringliches Abendrot sahen, liebten sie in ihm den Letzten und Besten einer guten, begnadeten Zeit. Selbst der gewandte, um ein Wort nicht verlegene, früh vom Beifall verwöhnte Paul Heyse zitterte, wie Fontane erzählt,

in Erregung, als er auf einem Festmahl der Jugend Eichendorff in einem Trinkspruch begrüßte.

Seiner in Worten würdig und wahr zu gedenken, ist seitdem nicht leichter geworden. Wohl mag, wie es einst Schumann und heute Hans Pfitzner vermocht hat, ein Meister es wagen, in der schönen, unergründlichen Sprache der Töne um das Geheimnis des Dichters zu werben. Aber wer würde sich sonst ohne Verzagen getrauen, in den Bilderzug dieser schimmernden Gärten und Schlösser, Marmorbilder und Brunnen, in das Schattenspiel dieser fahrenden Leute, vagabondierenden Ritter und Studiosen zu dringen und nach dem fernen, wehenden Klang seiner Lieder zu greifen?

„Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen
fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das
Zauberwort“,

aber wer fände den goldenen Stab, diesen unnennbaren und unfaßbaren Glanz, der über allem Träumen und Tun seiner Lebenszeit ruht, zu erwecken und gleichwohl seine Welt, die so wunderlich zwischen Zwielicht und Klarheit, Märchen und Wirklichkeit schwebt, unter dem Schleier ihrer Verzauberung unberührt zu belassen? Seien auch wir, Theodor Storms Mahnung getreu, leise, behutsam, und bescheiden wir uns, ein Weilchen an seiner Seite durch das Tal seiner Jugend zu gehn, bis zu dem Punkte, an dem sich die Wälder zu lichten und in die Straßen der Welt zu verlieren beginnen.

Um seine Wiege spielt schon das Frührot einer kommenden Zeit; doch um sein Schlößchen, um sein Lubowitz, das aus Blüten und Wipfeln schlank und zierlich emporstrebt und sich vom Grund der Karpaten licht und wunderlich abhebt, webt noch das alte Jahrhundert. In den efeuumsponnenen Fenstern malen sich Wiese und Park, und durch die Zweige, weit in der Ferne schimmert der Strom. Keine Verwirrung der Welt, keine Brandung der Stadt wirft ihre Wogen hier an den Strand. Wohl bringt hin und wieder die Post eine Zeitung, die von Aufruhr, Verfolgung und Jakobinergetümmel berichtet. Auch sind zuweilen Gäste zu Tisch, die von Rüstungen, Bündnissen, kommendem Krieg und Unwetter wissen. Aber was kümmert ihr Reden den Knaben? Träumerisch auf eine Wiese gestreckt, sieht er den Rehen und Damhirschen zu, wie sie am Waldeshang grasen, und hört auf die Spieluhr, die im Tanzsaal erklingt, oder das Posthorn, wie es verhallend im Tal sich verliert. Schön und verzaubert wie in den Märchen, die er so liebhat, ist ihm die Stille, und auch das Städtchen, das er zum Jahrmarkt besucht und mit Schaubuden, Seiltänzerzelten und Zigeunerwagen gefüllt sieht, dünkt ihn voll Rätseln und Wundern. Franz den Zweiten und Friedrich den Großen, Robespierre und Bonaparte sieht er als Wachsfiguren im Kabinett des Ausrufers stehn, Weltgeschichte zum Puppentheater, die Großen der Erde unter dem Guckkastenrund zum Spielzeug verwandelt.

Fröhlich und unbeschwert wie die Kindheit bleibt auch die Schulzeit, die er zusammen mit seinem Bruder

auf dem Gymnasium und im Konvikt zu Breslau verbringt. Ist es Zufall oder Bestimmung, liegt es an ihm oder der Schule — kein Unverstand eines Lehrers, keine Übermacht eines Erwachsenen, keine Wissensbürde, keine Willkür und Not überschatten, was sich so freundlich und hell in seinem Tagebuch spiegelt: am Hügel verträumte, sonnige Tage, Stunden voll Spiel und Geplauder, Abende in der Komödie, Schüleraufführungen im Konvikt, Bubenstreiche, Wanderungen, Maskenbälle und Feste. Dazwischen liegen die herrlichen Ferien, die „Lubowitzer Jubelperioden" von August bis Oktober, die Heimfahrt im Postwagen und auf dem Floß durch Sternen- und Herbstnacht, die Begrüßung daheim, das Wiedersehen mit dem Herrn Kaplan, der „Salz und Seele aller Schwänke" und unerschöpflich in ihrer Erfindung und Ausführung ist, Geselligkeit und fröhlicher Rumor im Schlosse, Jagden im Revier, Ritte über Land und Kirchweihfeste auf dem Dorfe. Wer so in Wonnen, in solcher Geborgenheit aufwächst, hat allen Grund, als es zu Ende geht, seinem Tagebuch zu klagen: „Ein quälendes Erwachen. Traurig öffnen sich meine Blicke allen den umgebenden Schönheiten Lubowitzens." Doch dem Erwachen folgt ein noch schönerer Traum, dem geliebten Zuhause das Wunder der Fremde.

„Da steht eine Burg überm Tale / und schaut in den Strom hinein,
das ist die fröhliche Saale, / das ist der Giebichenstein."

Siebzehnjährig kommt er mit seinem Bruder nach Halle, auf Deutschlands besuchteste Hochschule, an der Steffens, Schleiermacher und Friedrich August Wolf, der große Altphilologe, lehren. Aber der junge Baron, anfangs der Philosophie, dann der Juristerei, dann wieder der Bergbau- und Hüttenkunde beflissen, rennt nicht zu eifrig in ihre Kollegs. Das lustige Kriegslager der Studiosen, durch deren Treiben noch der geharnischte Geist der Ritterzeit geht, zieht ihn schon stärker in seine Kreise. Landsmannschafter im roten Kollett, die Feder auf dem Haupt, den Hieber in der Faust, klirrend mit Säbel und Sporen, lebt auch er ihrem Feldgeschrei, dem Pereat allen Philistern. Aber noch freudiger klopft ihm das Herz, schäumt die Jugendlust, wenn es zu zweit oder dritt „zu Dorfe" geht, nach Passendorf oder zum Giebichenstein, zum Kirschgarten unter dem Fels oder hinauf nach Schloß Tost, in dessen Friede tief aus dem Tal Klarinette und Ruderschlag tönt. Das Fest der Feste ist die Ausfahrt nach Lauchstädt, die Kutschenfahrt über die Landstraße, die Promenade im Park, der Nachmittag im Assembléehause und endlich der „unbeschreiblich schöne" Abend in der Komödie, wenn in der Loge, „gleich einem Gott, der unter die Sterblichen geht", Goethe erscheint und Zauberhauch den Kerzenschein im kleinen Bretterhaus umwittert.

Aber selbst Halle ist nur die Rast vor dem Gipfel, auf den ihn sein Schutzgeist geleitet. Erst in Heidelberg soll sich erfüllen, was in ihm ruht. An einem Morgen im Mai kommt er an. Mit Herzklopfen fährt er durch

das schöne Triumphtor in Heidelberg ein. „Unbeschreiblich, über alle Erwartung schön" ist der Anblick, der sich ihm bietet. „Enges, blühendes Tal, in der Mitte der Neckar, rechts und links hohe, felsige, laubige Berge. Am linken Ufer Heidelberg, groß und schön, fast wie Karlsbad. Nur eine Hauptstraße mit mehreren Toren und Märkten. Links überschaut von dem Abhange eines Berges die alte Pfalzburg, gewiß die größte und schönste Ruine Deutschlands, majestätisch die ganze Stadt." Was hier die Prosa des Tagebuchs in flüchtigem Umriß, skizzenhaft festhält, hat vor Jahren ein anderer hymnisch, in unvergänglichen Strophen an die „ländlich schönste der Vaterlandsstädte" gesungen. Ihm aber, Eichendorff, ist sie mehr, als sie dem Schwaben Hölderlin war. Für Hölderlin ist es die Heimat, schön und heiter wie keine zweite mit ihren Wäldern, duftenden Gärten und fröhlichen Gassen, festlich und lieblich — und doch überglänzt von dem himmlischen Bild, dem strahlenden Hellas. Für Eichendorff, der aus dem Osten, vom Grenzland kommt, ist es die Heimat der Seele, Herz und Kern der altdeutschen Landschaft, in ihrem Wechsel des Oben und Unten, im Widerspiel von Burg und Strom das Ideal einer Landschaft, das er bewußt oder unbewußt immer gesucht hat. „Sein Naturgefühl, das immer den Blick von oben, das Panorama verlangt", so hat Hans Brandenburg einmal gesagt, „kulminiert in dem typischen Landschaftsbild mit der Burg oder dem Schloß auf grüner Höhe und dem Fluß drunten im Tal. In diesem Bilde verschmilzen Lubowitz über der Oder, der Haller Giebichenstein

über der Saale und das Heidelberger Schloß über dem Neckar. Aber erst das letztere hat ihm die stärksten Farben gegeben: den südlichen Glanz von üppigem Frühling und Blütenpracht auf seinem echt deutschen Charakter, die Staffage jugendlicher Gestalten mit ihren Gesängen zu Gitarre und Laute und statt des einen Flusses die Ströme, die in der Tiefe silbern aufblinken, diese mystische Mehrzahl, die vom Neckar und dem fernen Rhein herzurühren scheint. Nie ist das Tagebuch so angefüllt mit Natureindrücken und Landschaftsstimmungen wie in Heidelberg, und hier zum ersten Male trifft Eichendorff stets und unfehlbar das Wesentliche, mit ganz knappen Zügen, die immer die erste deutliche Spur dichterischer Formung und Gliederung aufweisen." Gläubig und liebend gibt er sich ganz dem Glück der Natur hin. Jede Wanderung, sei es am Morgen, wenn im rosigen Duft Täler und Wälder verschwimmen, sei es am Mittag, wenn von fröhlichen Schiffen ferner Gesang und Jauchzen von den Bergen schallt, sei es am Abend, wenn im zuckenden Scheine der Fackeln Terrassen, Alleen, Brunnen und Waldwege glühen, stimmt ihn dankbar und froh. Jetzt braucht es im Grunde nicht mehr des Wortes anderer, das den Genius in ihm erwecke. Wohl kommen Worte Schlegels und Tiecks, Flugschriften und Manifeste der jungen Romantik seiner Empfindung und Ahnung entgegen. Wohl sind die Stunden, die ihm „Des Knaben Wunderhorn" schenkt, die Freundschaft mit Löben, die Begegnung mit Görres, dem einsiedlerischen Zauberer, der Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit

seinen magischen Kreisen umschreibt, tief und beglückend. Aber kein Dichter, kein Lehrer, kein Freund spricht etwas aus, was er nicht selbst schon fühlt und ersehnt. „Schläft ein Lied in allen Dingen ...“, nur das Zauberwort will noch nicht fallen, die Quelle nicht springen, wenn auch die Wünschelrute schon zittert in seiner Hand. Noch sind, wie alle Verse, die er in Heidelberg wagt, es bezeugen, Wort und Weise zu schwach, sein Erlebnis zu tragen.

Noch bedarf es der Stille und des Alleinseins, daß ihn der Genius segne. Als ein guter Schutzgeist führt er ihn, ehe er ihn auf immer in den Jahrmarkt des Lebens, den Ehrgeiz des Amtes und den geschäftigen Lärm buntbewegter Gassen entläßt, in die Besinnung der Heimat. Da vollzieht sich das Wunder. In der Stunde des Abschieds, da er zum letztenmal unter dem grünen Zelt seiner Heimat, im Walde von Lubowitz weilt, wacht das Lied, sein Lied in ihm auf:

O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald,
du meiner Lust und Wehen
andächtiger Aufenthalt.
Da draußen, stets betrogen,
saust die geschäftge Welt,
schlag noch einmal die Bogen
um mich, du grünes Zelt.

Nur in den Märchen und Volksliedern hat seinesgleichen, was da erklingt. Wer will es wagen, diesen Gesang in seiner wunderbaren Dreistimmigkeit von Sinn

und Bild und Wort, diese Klänge, um die nach einem schönen Vergleich Wilhelm von Scholzens Gestalten und Geschehnisse wie die Wellen um Schwimmende oder die Stunden um Träumende gleiten, zu umschreiben oder zu fassen? Vielleicht hat Hans Pfitzner, dessen Name schon einmal fiel, den einzigen Ausdruck gefunden, der den wehenden. weltfernen, waldtiefen Klang dieser Lieder in sich begreift. „Von deutscher Seele" nennt er seine Kantate zu Eichendorff. Darin ist alles rätselhaft Schöne, sehnsüchtig Tiefe des Dichters umschlossen.

SCHLÄFT EIN LIED IN ALLEN DINGEN

Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

So oder so

Die handeln und die dichten,
das ist der Lebenslauf,
der eine macht Geschichten,
der andre schreibt sie auf,
und der will beide richten:
so schreibt und schreibt's sich fort,
der Herr wird alles schlichten,
verloren ist kein Wort.

Übermut

Ein Gems auf dem Stein,
ein Vogel im Flug,
ein Mädel, das klug,
kein Bursch holt die ein.

Zeichen — 1812

Was für ein Klang in diesen Tagen
hat übermächtig angeschlagen?
Der Völker Herzen sind die Saiten,
durch die jetzt Gottes Hände gleiten!

Trost

Es haben viel Dichter gesungen
im schönen deutschen Land,
nun sind ihre Lieder verklungen,
die Sänger ruhen im Sand.

Aber solange noch kreisen
die Stern um die Erde rund,
tun Herzen in neuen Weisen
die alte Schönheit kund.

Im Walde, da liegt verfallen
der alten Helden Haus,
doch aus den Toren und Hallen
bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
sinken im mutigen Strauß,
es kommen frische Geschlechter
und fechten es ehrlich aus.

Heimweh

Wer in die Fremde will wandern,
der muß mit der Liebsten gehn,
es jubeln und lassen die andern
den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkele Wipfel,
von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht ich die Sterne,
die schienen, wie ich ging zu ihr,
die Nachtigall hör' ich so gerne,
sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund
auf den höchsten Berg in die Weite,
grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Der frohe Wandersmann

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot;
sie wissen nur von Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten,
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach aufs best bestellt.

Der Soldat

Ist auch schmuck nicht mein Rößlein,
so ist's doch recht klug,
trägt im Finstern zu nem Schlößlein
mich rasch noch genug.

Ist das Schloß auch nicht prächtig;
zum Garten aus der Tür
tritt ein Mädchen doch allnächtig
dort freundlich herfür.

Und ist auch die Kleine
nicht die Schönst auf der Welt,
so gibt's doch just keine,
die mir besser gefällt.

Und spricht sie vom Freien,
so schwing ich mich auf mein Roß —
ich bleibe im Freien
und sie auf dem Schloß.

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
am Fenster ich einsam stand
und hörte aus weiter Ferne
ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
da hab ich mir heimlich gedacht,
ach, wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
vorüber am Bergeshang,
ich hörte im Wandern sie singen
die stille Gegend entlang:
von schwindelnden Felsenschlüften,
wo die Wälder rauschen so sacht,
von Quellen, die von den Klüften
sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
von Gärten, die überm Gestein
in dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wenn der Lauten Klang erwacht
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht.

Spruch

Hast du doch Flügel eben
und das gewaltge Wort.
Halt hoch dich über dem Leben,
sonst geht's über dich fort.

Schöne Fremde

Es rauschen die Wipfel und schauern,
als machten zu dieser Stund
um die halbversunkenen Mauern
die alten Götter die Rund.

Hier hinter den Myrtenbäumen
in heimlich dämmernder Pracht,
was sprichst du wirr wie in Träumen
zu mir, phantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
mit glühendem Liebesblick,
es redet trunken die Ferne
wie von künftigem, großem Glück!

Mondnacht

Es war, als hätt der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

Der Jäger Abschied

Wer hat dich, du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
solang noch meine Stimm erschallt.

Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald.

Tief die Welt verworren schallt,
oben einsam Rehe grasen,
und wir ziehen fort und blasen,
daß es tausendfach verhallt.
Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald.

Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
hast du treu uns auferzogen,
frommer Sagen Aufenthalt.
Lebe wohl,
lebe wohl, du schöner Wald.

Was wir still gelobt im Wald,
wollen's draußen ehrlich halten,
ewig bleiben treu die Alten;
deutsch Panier, das rauschend wallt.
Lebe wohl,
schirm dich Gott, du deutscher Wald.

Zwielicht

Dämmrung will die Flügel spreiten,
schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
was will dieses Graun bedeuten?

Hast ein Reh du lieb vor andern,
laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Hast du einen Freund hienieden,
trau ihm nicht zu dieser Stunde,
freundlich wohl mit Aug und Munde,
sinnt er Krieg im tückschen Frieden.

Was heut müde gehet unter,
hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren —
hüte dich, bleib wach und munter!

Wanderspruch

Es geht wohl anders, als du meinst:
derweil du rot und fröhlich scheinst,
ist Lenz und Sonnenschein verflogen,
die liebe Gegend schwarz umzogen;
und kaum hast du dich ausgeweint,
lacht alles wieder, die Sonne scheint —
es geht wohl anders, als man meint.

Der Soldat

Und wenn es einst dunkelt,
der Erd bin ich satt,
durchs Abendrot funkelt
eine prächtige Stadt,
von den goldenen Türmen
singet der Chor,
wir aber stürmen
das himmlische Tor.

Schön ist die Jugend

(Aus Eichendorffs Tagebüchern)

Kindheit in Lubowitz

April 1801:

2. Zur Beicht gewesen.
5. Der Caplan im Hasengarten in Teich gefallen.
7. Der Garnier die Blonde weggenommen.
8. Ist der Herr von Tzalza hier gewesen.
9. Ist der Canonicus weg.
14. Hab ich die erste Schwalbe gesehen.
18. Die erste Nachtigall.
21. Nach Sumin gefahren.
24. Wieder retournirt, u. auf der Rükreise ein sonderbares Wasserabentheuer ritterlich bestanden, nemlich mich mit samt den Pferd ins Wasser gelegt, ha, ha, ha!
27. Die Verwalterin ein Mägdlein gebährt.
29. Nach Rattibor gefahren, u. die schönen Künste des englischen Seiltänzers Barhan gesehen; auch ein Schauspiel der Henrichschen Gesellschaft.
30. Früh die Wachspussaden besehen. Nachmittag retournirt, der Wilhelm als Gevatter bei der Verwaltern gestanden, u. ich einen Gevatterschmauß bestand. In dem Figurencabinett war zu sehen: 1. Bounaparte mit seiner Frau. 2. Franz II. mit seiner Frau. 3. Unser König nebst Familie und Prinz York. 4. Passmann Oglou und sein Feldherr. 5. Selim III im Serail. 6. Kaiser Paul der I. u. seine Frau. 7. Die Scene, wie Johann der Wieder-

täufer seine Frau zum Tode verurtheilt, mit seinem Rath. 8. Gustav III. von Schweden. 9. Katharina II. 10. Friedrich der Große und General Ziethen. 11. Prinz Louis. Wilhelm II. 12. Coziuzko. 13. Graf Essex. Königin Elisabeth von England, und ihre 2te Hofdame. 14. Kant. 15. Leibniz. 16. Lavater. 17. Doctor Franklin. 18. Voltaire. 19.Mad. Renelle, die in ihrem 60ten Jahr mit Drillingen entbunden worden. 20. Ankerström. 12. Robespierre. 22. Der Postmeister Drouett aus Warenne. 23. Die Scene, wie der Herzog von Orleans, als Fischerweib verkleidet, dem alten H. von Romagne, der 40 Jahr in der Bastille saß, die Feßeln löset. 24. Der Gouverneur der Bastille mit seiner Tochter. 25. Elisabeth Schwester Ludwig 16. und Prinzeß Lamballe. 26. Die Ermordung Marats. 27. Abschied Ludwig 16 von seiner Familie u. Freund Malesherbe. 28. 2 besondere Kinder, unter der pariser Brük gefunden.

Gymnasiastenstreiche

November 1803:

1. Feyerte der H. v. Heppen, ein hiesiger Pensioner seinen Geburtstag durch eine splendide Weinkondition, wobei sich einige einen derben Rausch ansoffen. Als endlich die Zeit heranrükte, wo jeder rechtliche Mensch schlafen zu gehen pflegt, begaben wir beyde nebst dem H. Friedrich uns zu Bette u. schloßen sehr vorsichtig die Thüre zu. H. Strantz

u. Stein hingegen durchstürmten noch um 11 Uhr die Gänge des Convicts u. brüllten, als Nachtwächter, die zehnte Stunde aus. Doch damit nicht zufrieden, wollten sie auch noch uns in unserer Ruhe stören. Da sie aber zugeschloßen fanden, so hohlten sie den Hausschlüßel; bey uns hingegen paßte dieser Schlüßel nicht, man schloß daher bey unserem Nachbar, dem H. Hubrich auf u. zwang ihn, ohne alle Umstände aus dem Bette zu steigen u. ohngeachtet der damaligen Kälte, im plitzblankem Hemde mit auf dem Gange spazieren zu gehn. Dann fiel das wüthende Heer über unsere Thüre her u. brach, ohngeachtet wir 3 mit großen Holzscheidten uns entgegenstemmten, Riegel, Schloß u. Haspe mit schreklichem Gepraßel auf. Das eine Mitglied des wüthenden Heeres (H. Seidel) hingegen erhielt vom Wilhelm mit einem Holzscheidte eine kleine Laesion. Als nun auch hier eine Zeit lang victoriert worden war, begab sich die Bande endlich wieder in ihre Stube, wo sie noch bis um 1 Uhr Solo spielte.

13. Wurden gen 11 Uhr Abends in die eine Stube des H. Störtzes, der in der anderen Stube ruhig schnarchte, Kannen, Zuber, Bettstellen, Körbe, Ofengabeln, Stangen etc. zusammengetragen u. damit, ohne daß es der schlafende bemerkte, die Thüre der anderen Stube dergestalt verrammelt, daß der erstaunte H. Stortz am Morgen nur mit unsäglicher Mühe und Lebensgefahr über das Chaos hinwegsteigen u. durch das Labyrinth von unwillkomm-

nen Meublen sich hindurchwälzen mußte. Auch durchwallte das Zimmer ein Nebel von unaromatischen Dünsten, welche ihren Ursprung von einem Haufen verfaulter Geschlinke u. einer mit D... gefüllten Blase nahmen, welche man mitten in der Stube auf einer Stange aufzuhängen, für gut befunden hatte.

Student in Halle

Juli 1805:

1. Die erste Pfeiffe Tabak geraucht.
8. Hielt der berühmte Doctor Gall hier seine erste Vorlesung über die Schädellehre in dem großen Saale im Kronprintzen. Auch wir beyde hatten uns ein Entreebillet, welches 1 Louisd'or kostete gekauft. Das Publicum, welches über die Hälfte aus Studenten bestand, war sehr zahlreich. Was uns aber fast mehr als die Schädellehre intressirte, war, daß wir hier nicht nur alle unsere berühmten Proffessoren, die fast in Summa gegenwärtig waren, sondern auch den unsterblichen Goethe kennen lernten. Sr. Exelentz der H. v. Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstaedt genoß, logirte nemlich, so lange die Vorlesungen des Galls währten, hier beim Proff. Wolf, u. besuchte täglich das Schädelcollegium (von 6 bis 8 Abends) wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes, u. die Art seines Umganges, die wir jedesmal nach geendigter Vorlesung auch beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen. Auch Bertuchen u. den Capellmeister Reichhardt

lernten wir hier kennen. Dabey auch die mannigfache Billetcontrabande, Loders lächerlich-wichtige Geschäftigkeit, Wolfs Satyrmiene über den Spurcissimus u. Steffens Lächeln nicht zu vergeßen.

12. Begann Halles unruhige Periode: die Prorectorswahl. Schon um 5 Uhr des Abends klirrten über 50 Studenten aus allen 5 Landsmannsschaften in völligem Burschenwiks mit Stürmer, Pfundsporen u. den Hieber an der Seyte, auf dem Ringe herum. Um 7 Uhr war endlich die gantze Universitaet auf dem Paradeplatze versammelt, wo das bunte Gewühl von grotesken Gestalten (denn heute zog sich jeder aufs abentheuerlichste an) einen sonderbaren u. seltnen Anblik darbot. Hier brüllte man nun zum Zeitvertreib einige Burschenlieder bis endlich die Hauptanführer des Zuges (die Aeltesten jeder Landsmannschaft) gantz schwartz u. in Schuh u. Strümpfen zu Wagen mit Bedienten u. Jägern auf dem Paradeplatze ankamen; u. nun begann der Zug folgendermaßen: Den Anfang machten 6 o. 8 Bursche in Burschenwiks d. h. in Uniformkollets, Lederhosen, Canonen mit Pfundsporen, Stürmer mit einer ungeheuer langen Feder u. mit blankem Hieber. Darauf folgten die obenerwähnten Aeltesten, dann ein Hauptanführer aller Landsmannschaften, der sich von den anderen in Burschenwiks dadurch unterschied, daß er kein Kollet, sondern eine lange Uniform, einen Generalhut mit Federn, u. eine Schärpe trug, in welche die verschiednen Farben aller Landsmannsschaften ein-

gestikt waren. Nun folgte wieder ein Haufe in Burschenwiks, darauf ein Chor türkischer Musik u. endlich hinter diesen, der Zug der gantzen übrigen Studenten, die in Civilkleidern waren, welcher sich unübersehbar ausdehnte, da sie (meist Tabak rauchend) Paarweise einherdonnerten. Diese letzteren wurden auch zu beyden Seyten reichlich von anderen in Burschenwiks u. mit blanken Hiebern escortirt. Wo wir hinkamen, mußten wir uns in den Straßen fast durchdrängen, u. die Neugier lokt an diesem Tage Gesichtchen ans Fenster, die wohl sonst kein Student zu sehen bekäme. Als wir endlich am Hause des alten Prorectors (Eberhards) angelangt waren, wurde Halt gemacht. Alle die in Burschenwiks waren, machten Fronte vor dem Hause u. nun wurde ihm ein 3faches Vivat gebrüllt, wofür er sich mit einer kurtzen Rede aus dem Fenster bedankte. (Dieß alles beobachtete auch Goethe aus den Fenstern des gegenüberstehenden wolfischen Hauses.) Von hier gieng es nun zum Director Schmaltz, dem auch ein Vivat gebracht wurde, u. von dort auf den Markt. Hier strömte nun alles auf den großen Saal im Rathhause (Rathskeller genannt) dort den famosen Kellercommerce zu feyern, wobey blos Wein getrunken wird. Nun erscholl oben ein horrendes Gebrülle, wozu noch das Geklirre der Hieber, die nach jeder Strophe des Liedes auf die Tische geschlagen wurden, hinzukam, welches sich für die unteren Zuschauer fürchterlich ausnahm. Bald darauf aber zeigte der Wein seine

Wirkung. Die Fenster des Saales klirrten zerstäubend, u. binnen einer halben Stunde war das Pflaster unter dem Rathhause mit Scherben von Flaschen, Gläsern etc. bedekt. Endlich um 11 Uhr Abends stürzte der gantze Troß auf den Markt herab, wo: „Ein freyes Leben führen wir", pleno choro gebrüllt wurde. Auch der übrige Theil der Nacht verging natürlich nicht in Ruhe. Ein Hauffen Häscher nemlich, welcher den Unfug hindern wollte, wurde, da die Studenten heute ihre Hieber bey sich hatten, in die Flucht geschlagen, u. der sogenannten Bleystifte beraubt, die dann die Sieger als Trophaen an die Markteke aushiengen.

August 1805:

3. Wollten wir beyde mit Thiel u. Fritsch dem dünnen eine Spatzierreise nach Lauchstaedt zu Fuß unternehmen. Da ich mich aber bey dem schlüpfrigen Wege der Länge hin in den Koth strekte, so kehrten wir beyde alsobald wieder um, ließen die beyden anderen ihre Fußwanderung allein fortsetzen, kleideten uns schnellmöglichst um, mietheten uns Pferde, u. ritten allein hinüber. Bald nach unserer Ankunft in Lauchstaedt begaben wir uns ins Theater, welches klein, aber geschmakvoll gebaut ist, u. wo eben Götz von Berlichingen von Göthe gegeben wurde, das auch eigentlich die Veranlaßung unseres heutigen Hierseyns war. Bald anfangs, da die Vorstellung nicht sogleich anfangen wollte, machten die Studenten, von denen das Theater wimmelte, mit ihren Canonen und Pfundsporen

einen so unbändigen Lärm, daß sich alles die Ohren zuhalten mußte. Um destomehr aber erfreute uns das vortreffliche Trauerspiel u. die nicht minder gute Darstellung der Schauspieler, die sich alle in Weymar unter den Augen eines Göthe u. Schillers gebildet haben. Sr. Exelentz der Geheime Rath von Göthe saß selbst mit seiner Demois. Vulpius in der Loge und blikte so herab auf das Entzüken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete. Nach der Commedie, die sehr spät aus wurde, besahen wir uns noch den Saal, wo die lauchstaedter Badeherrschaften ihre Bälle halten, auf denen die hiesigen Studenten ebenfalls die Hauptrolle spielen u. bey den Leiptziger Damen nicht wenig Glük machen. Darauf ritten wir mit Christ u. noch einem Studenten zurük u. kamen endlich um 12 Uhr in der Nacht, nachdem wir noch in Schlettau gekneipt hatten, wieder in Halle an, wo wir uns noch beym Zukerbäker, den wir erst aufbollern mußten, gütlich thaten.

Auf dem Brocken

September 1805:

13. Die Ilse u. andere Quellen, welche das ebne Land als wilde Gebirgsströme durchtobten, rieseln hier in spielender Kindheit durch die einsame Landschaft. Bald darauf wurde die Gegend wilder. Rings um uns weideten schöne Heerden mit ihrem Glokengeläute. Auf den hin und her wild hervorragenden Felsenmaßen klimmten einsame Jäger, und Gebirgsmädchen kletterten umher u. klaubten

Waldbeeren. Oft blieben wir stehen und schauten in die schwartzen waldigen Thäler hinab, zwischen denen sich oft plötzlich eine unbeschränkte Aussicht in gantze Länder eröffnet. Jezt empfing uns ein Wald von kleinem aber dichtem Nadelgehöltze, aus dem wir erst herauskamen, als wir den freyen Gipfel der Heinrichshöhe erreicht hatten. Mit trunkenem Entzüken genoßen wir hier, an die Ruinen des alten Brokenhauses gelehnt, das himmlische, unbeschreibliche Panorama, das aber leider bald durch düstres Gewölk, welches neben uns am Broken hinschwebte, u. sich dann über die Thäler hinwältzte, unseren Bliken entzogen wurde. Nachdem wir uns hier der sehr kalten schneidenden Luft wegen in unsere Mäntel gewikelt hatten, tauchten wir uns wohlgemuth in das wogende Meer von Wolken, welche wie Pulverdampf an uns vorüberflogen, u. uns rings so einhüllten, daß wir einander kaum sehen u. errufen konnten. Der Berg war so öde, die Wolken flohen schnell, u. durch den Riß derselben tönten plötzlich die wunderbaren Melodien einer Schalmey so klagend, so herzergreiffend wie aus fernen fremden Welten herüber, klang das Glokengeläute einer Heerde darin, die zwischen den Wolken die furchtbare Wildniß durchklimmte. Betäubt von dem zauberischen Mährchen unserer Umgebungen erreichten wir endlich gegen Abend, das große neue Brokenhaus, das wir aber nicht eher erblikten, bis wir davor standen. Wie bequem u. wohlthätig diese vom Grafen Stollberg-Wernige-

rode bloß für die unzähligen Brokenbesucher erbaute Auberge ist, kann nur ein Brokenwallfarther verstehen. — Wir brachten den Rest des Abends in fröhlicher Ruhe zu, u. unterhielten uns mit der Menge von Jahrbüchern des Brokens, worin sich jeder Reisende, oft auch mit Anmerkungen u. Randgloßen einschreibt. In einem dieser Bücher fanden wir auch unseren König, die Königin, u. den gantzen Hofstaat, welche insgesammt bald nach Ostern dieses Jahres in Begleitung der stollbergischen Familie (denn nach Wernigerode gehört der Berg) auf dem Broken übernachteten. Gegen 10 Uhr trat ich noch mit dem Wirthe vor das Haus, u. genoß das Fürchterlich-Schöne einiger Minuten, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Rings um uns starrte eine grausenvolle unbeschränkte Nacht, schwartze Wolken durchkreuzten einander in wilder Eile zu unseren Füßen, aus fernen tiefen Klüften heulte ein fürchterlicher kalter Sturm herauf. Augenblikelang zerriß oft der Sturm die düstre Wolkendeke über uns. Dann fuhr plötzlich der helle Schein des Mondes, wie ein langer Blitz über den gantzen Himmel, u. beleuchtete auf eine Secunde mit matter Dämmerung die öde Einsamkeit. Staunend u. nicht ohne inneres Leben fühlt sich in diesen Augenbliken die Abgeschiedenheit von aller Welt, die furchtbare Nähe des Himmels, u. jetzt verstand ichs, warum gerade hier auf dem Bloksberge die Hexen tanzen sollen. — Heute Nacht schliefen wir also 3000 Fuß über den menschlichen

Geschlechtern, u. zwar in den vortrefflichen Betten sehr gut.

14. Standen wir, vom Wirthe gewekt, zeitig auf, frühstükten schnell u. begaben uns mit einer Pfeiff Tabak alsobald ins Freye, wo ein kalter Schneewind wehte. Den Sonnenaufgang hatte uns der Nebel verhüllt; aber endlich theilten sich die Wolken und — eine kleine Welt von 800 Quadrat-Meilen lag vor unseren staunenden Bliken. Dort lag Braunschweig u. Wolfenbüttel, hier zu unseren Füßen: Ilsenburg u. Wernigerode mit seinen schimmernden Schlößern u. rothen Ziegeldächern, dort: Magdeburg, Halberstadt u. Quedlinburg, untermischt mit gläntzenden Seen, Flüßen und grünem Gebüsche, dorthin strekte sich die waldige Kette des schauerlichen Harzgebirges. (Einzelne weiße Wolken unter uns in der Heitre schwebend.) O Gott! wie schön ist deine Welt! riefen wir alle einmüthig aus im seeligen Genuße, u. konnten nur mit Mühe unsere Blike von der unermeßlichen Weite abwenden. Darauf bestiegen wir den Thurm des Brokenhauses, besuchten den Hexenaltar, wo die Hexen den Waltpurgisabend feyern, u. wo auch wir auf dem Gipfel herumtanzten, u. begaben uns dann endlich wieder mit 3 halberstädtischen Kaufleuten, die auch die Nacht auf dem Broken zugebracht hatten, auf den Hinabweeg, jeder einen Brokenstrauß auf dem Hute, welche die Aufwärterin jedem Reisenden praesentirt, u. der aus 3ley Waldblumen, den eintzigen Bloksberg-Producten, besteht.

September 1805:

18. Endlich war der merkwürdige Tag da, an welchem wir das schöne längstersehnte Hamburg sehen sollten. Harburg, welches noch 1 Meile von Hamburg entfernt ist, wird von demselben nur durch mehrere Arme der Elbe u. durch einzelne Seen getrennt, so, daß es bloß zu Schiffe möglich ist hinüberzukommen. Wir begaben uns daher um 7 Uhr des Morgens in den kleinen dasigen Hafen, von wo aus alle Tage um diese Zeit ein Postboot die Reisenden nach Hamburg bringt. Auf dem angenehmen Spaziergange bis zum Hafen hatten wir das Vergnügen französisches Militaer zu sehen, dessen spießbürgerliches Exterieure eben nicht viel Empfehlendes hat. Besonders liebenswürdig praesentirten sich die Schildwachen, die mit runden Hüten, zerrißenen Strümpfen und Schuhen, kurtz mit allen Reitzen der Mannigfaltigkeit angethan, da standen. Mit vielen anderen Reisenden bestiegen wir das Paketbot, u. glitten nun über die silberne Fläche dahin. Es war einer der schönsten Morgen meines Lebens. Rechts strekten sich liebliche Landschaften mit Dörfern, Pavillons u. holländischen Mühlen hin, links eine Menge kleiner niedlicher Inseln mit Schwänen, neben uns flogen mehrere Bote mit rothen Seegeltüchern u. taktmäßigem Ruderschlag vorüber. Robinson, Campe u. alle die seeligen Stunden der Kindheit, die wir so oft von Hamburg

verträumt hatten, gaukelten jetzt vor unserer Seele, und mit klopfendem Herzen sahen wir dem Anblike Hamburgs entgegen. Endlich lag sie vor uns, diese steinerne Welt mit ihren Pallästen und Thürmen, u. ein Wald von 1000 u. abermal 1000 himmelhohen Masten, gleich einem wilden Windbruche, deuteten uns den Hafen. Je näher wir demselben kamen, desto öfterer überraschten uns Ungeheuer von Schiffsgerippen, die am Ufer ausgebeßert wurden. Endlich langten wir im Hafen an. Welchen Eindruk dieses seltsame in der Welt eintzige Schauspiel auf uns machte ist unbeschreiblich. Mit staunendem Entzüken fuhren wir in das tosende Chaos hinein, wie eine fremde Feenwelt umschloßen uns rings die ungeheueren Seepalläste. Hier wurde gezimmert, dort gerudert, dort klommen Matrosen an den Masten hinan, hier schwebten andere am Thauwerke zwischen Himmel und Waßer, und ein dumpfes Getöse von 1000 Stimmen in hunderterley Sprachen tönte darein. Nachdem wir bei einer Warte von einem Hamburger Stadt-Offitziere ein Examen rigorosum überstanden hatten, landeten wir endlich, u. unser Engländer führte uns alsobald in eine gute Auberge (in den schwartzen Adler neben der preuß. Post) wo wir ein eignes Stübchen bekamen. Hier bot uns das Gewühle von eleganten Equipagen u. Menschen aus allen Nationen ein neues intressantes Schauspiel dar, u. wir waren anfangs von dem Leben und Treiben dieses ungeheueren Gantzen halb betäubt. Nicht weniger

frappirte uns auch die hiesige Lebensweise, welche ein Vorspiel Londons ist. Nirgends nemlich wird hier vor halb 4 Uhr zu Mittag u. zu Abend gegeßen. Bier, als gewöhnlichen Trank, scheint man hier nicht zu kennen, überall wird durchaus Rothwein getrunken. Wir speißten immer in unserem Hause an dem gläntzenden Table d'hotes, wo wir das Vergnügen hatten, Menschen in 8terley Sprachen auf einmal sprechen zu hören. (Die 2 schwedischen Diklinge, die rusticalischen Engländer mit ihrer Mignon, die Champagner-Franzosen, der dike Wirth, der dänische Husarenoffitzier.) Abends besuchten wir das deutsche Theater, das dem Breslauer sehr ähnlich, nur größer und schöner ist.

Heimkehr

August 1806:

9. Von Krappitz fuhren wir den andern Morgen zeitig früh mit dem uns erwartenden Vorspann ab; das Herz pochte uns immer mehr, je näher wir Lubowitz kamen. Schon sahen wir linkerhand den Annaberg in trübe Nebel gehüllt, es begann zu regnen, die Luft war kühl, in unserm Innern aber brannte ein Feuer, das nicht zu verlöschen war. Als wir Steblau vorbey waren, sahen wir schon immer, ob wir den Papa nicht würden erblicken können, aber umsonst. Wir fuhren durch Lohnau hindurch und Blascheowitz und sahen ihn noch nicht; hier stiegen wir ab um den schlimmen Weg den Berg hinan zu Fuß zu gehen. Als wir ihn zur Hälfte erstiegen,

Siehe! Da standen oben auf dem Gipfel die weißen Pferde, und der Papa kam uns schon entgegen. Ich hätte mögen umsinken vor lauter Freude. Wir liefen was wir konnten, und fielen athemlos in die Arme des Vaters. Nun kam auch der übrige Zug nach, alles begrüßte sich, und nun setzten wir uns auf die Wurst zum Papa, und fuhren mit ihm dem Slawikauer Walde zu. Auf einmal fiel ein Schuß und noch einer, und dann eine Canonen Salve. Die Pferde wurden wild, wir sprangen ab vom Wagen. Es war uns zu Ehren; je näher wir dem Walde kamen, je mehr wurde der Kanonendonner vervielfältiget. Ich und Forche schnalten die Hieber um und zogen vom Leder. Nun kam H. Pientak der Urheber und Schöpfer der Knalle und des Getöses im Walde, uns feyerlich zu salutiren. Wir dankten ihm, neigten die Hieber, und begleiteten diesen Artilleriehauptmann mit gezucktem Stahl, bis hinter die Canonen und Bombenkeßel. Nun fuhren wir nach Lubowitz zu. Die weite herrliche Ebene, welche der Oderstrom durchströmt und die Carpaten begräntzen, eröffnete sich uns; jenseits erhoben sich die blauen alten Wälder, und vor uns lag das väterliche Schloß. Noch waren wir eine halbe Meile entfernt, als uns H. Lieutnant Poser vom Büntingschen Cavalerie-Regiment entgegensprengte, um uns zu empfangen. Als wir uns Lubowitz nahten, erhob sich ein fürchterlicher Kanonendonner, welcher von allen Wällen der Veste Lubowitz Bombenkeßelschlünde spieen. Pauken und Trompeten

schmetterten, und die gantze Gemeinde sah zu. Nun kam uns unser lieber H. Caplan entgegen, dem wir recht hertzlich um den Hals fielen, und der der Commandeur der großen Canonade war. Nun sahen wir auch den H. Pächter Adametz über das Feld gesprungen kommen, welcher gleich auf den ersten Knall, den er hörte, herbeylief. — Wir gingen nunmehr unter dem Freudengeschrey aller Anwesenden weiter bis zum Zaune, wo sich der Weg nach Rattibor und Slawikau kreutzt. Hier stand ein Triumphgerüste mit der Ueberschrift Salve. Der alte Koch und der alte Lorentz standen als Kosaken verkleidet mit großen Zwickel und Schnurrbärten; diese praesentirten vor uns das Gewehr und fragten uns aus gleich einer Thorwache; hinter uns feuerte man immerfort, rührte die Trommeln, und die Trommetten schmetterten, wie die Posaune vor Jericho, welche die Mauer zusammenbrach. So zogen wir also im Triumphe ein, in unsere Heymath.

Ankunft in Heidelberg

Mai 1807:

17. Endlich um 4 Uhr Morgens fuhren wir mit Hertzklopfen durch das schöne Triumphthor in Heidelberg ein, das eine über alle unsere Erwartung unbeschreiblich wunderschöne Lage hat. Enges blühendes Thal, in der Mitte der Neckar, rechts u. links hohe felsigte, laubigte Berge. Am linken Ufer Heidelberg, groß und schön, fast wie Karlsbad.

Nur Eine Hauptstraße mit mehreren Thoren und Märkten. Links überschaut von dem Abhange eines Berges die alte Pfaltzburg, gewiß die größte u. schönste Ruine Deutschlands majestätisch die gantze Stadt. Alles schlief noch. Nur Studenten, wie überall gleich zu erkennen, durchzogen mit ihren Tabakspfeiffen schon die Straßen. Wir kehrten im Carlsberge auf dem Paradeplatze ein, u. legten uns noch einige Stunden schlafen. Zu Mittag an dem gläntzenden Table d'hotes, wo über 30 Studenten, auch frey, aber artiger und galanter als die Hall(enser). Der schöne Würtzburger mit dem großen schwartzen Schnurrbart. Nachmittags bestieg ich zum erstenmale den heiligen Berg, deßen untere Hälfte mit Weingärten, die obere mit Laubholtz bedekt ist, (mit Mauern umfaßter Fußsteig), u. obschon ich mich so verirrte, daß ich durchaus den Gipfel nicht erreichen konnte, so genoß ich doch die Stadt, vor mir auf eine unendliche schimmernde Ebene, die sich bis Frankreich hin erstrekt, in der sich die Thürme von Mannheim erheben, u. die vom Rhein, wie von einem Silberfaden durchschnitten, u. rechts von den blauen Rheingebirgen begränzt wird. Gen Abend die Wirthstöchter in dem Gärtchen unter unseren Fenstern kokettirend zur Guitarre bekannte Lieder gesungen, die in mir alte Erinnerungen erwekten. Abends wieder im Sale gespeißt, wo wir Bekanntschaft mit mehrern Studenten machten. Burschenlieder bis spät. Pereat dem Napoleon gebracht.

ABENDSTUNDE BEI STORM

Bekannt ist das Bild des Balestrieri, der Beethovens zwingende Macht auf die Menschen gemalt hat: das Bild jener lauschenden, tief in Gedanken versunkenen Menschen, die wie vom Ufer hinabsehen in den rauschenden Strom, der Beethoven heißt. In einem Zimmer sind diese Menschen beisammen, und um sie sind enge, alltägliche Dinge. Doch dem Irdischen fern und dem Ewigen nahe lauschen sie ganz dem Lied aus der Tiefe, gebannt und gebunden und dennoch befreit.

Vielleicht ist es kühn und gefährlich, mit dieser Allmacht, die Beethoven über die Menschen hat, den beglückenden Zauber, der von den Dichtungen Storms auf die Empfänglichen ausgeht, zu vergleichen. Dennoch wünschte man, Balestrieri zu sein, um dies zu gestalten: wie es gewesen sein muß, wenn in der Schummerstunde Theodor Storm den Husumer Freunden eben Vollendetes las. „Es war, als spiele eine Geige in der Ferne." Was nur die Geige, dies Instrument der Süße und Keuschheit, aus schlummernder Seele aufwecken kann, stieg aus der Tiefe, wenn dieser Dichter, im Lichtwurf der Kerzen über die Handschrift gebückt, festlich und nüchtern dem Werke sich hingab. Zögernd stets, ein wenig bedrückt, von einer leisen Scham noch gehemmt, begann er zu lesen. Denn er wußte es tief: er war nicht wie jene, die vor den Blicken einer gedrängten, erwartenden Menge über großen entscheidenden

Szenen den Vorhang emporrauschen lassen. Ihm war bestimmt, die leichten, zarten, versponnenen Schleier, in denen das menschliche Herz sich verbirgt, zu enthüllen. Ihm war gegeben, es so zu enthüllen, daß auch der innerste, dunkelste Winkel, um den die Schatten der Finsternis lagern, seine Verborgenheit auftat. Das machte ihn stolz und gab ihm das Recht, das, was er schuf, seinen Freunden wie in der Gnade des Großen zu geben.

Dennoch tat er es zögernd, fast wie beschämt. Immer war es sein eigenes Herz, dessen Schleier er jetzt, und sei es auch noch so tastend, zurückschlug. Immer war es sein eigenes Blut, das die Schatten rötete, die auf der Bühne seines Erzählens, ernst oder heiter, in Haß und in Liebe sich suchten und fanden und wieder verloren. Ob die Geliebte nun im Reifrock der Zeit, die wie ein Fest ihr Dasein durchtanzte, oder in dem geblümten Kleid des Biedermeier, dessen Geruhsamkeit noch in den Kleinstädten weilte, oder in der Pariser Tracht der Jetztzeit erschien: immer war es doch eine der Frauen, um deren Hand der Dichter geworben. Seine Freunde wußten es wohl. Über dem Arbeitstisch hing, in Silber gefaßt, das Bildnis Constanzens, der frühen Toten, die ihn und die Kinder so ratlos zurückließ, und wie ihr Bild, im zarten Pastell seiner Farben überirdisch und wie ein Hauch, über der dunklen Schwere des Zimmers, schwebte der Schein ihres Wesens über der herben Welt, die er schuf. Der aber, die nun an ihrer Statt in seinem Hause schaltete, hatte vordem, was an Sehnsucht und Unruhe in seiner Dich-

tung laut werden durfte, gegolten, und viele entsagende Jahre hindurch war, was er schrieb, Ausdruck und Gleichnis des eigenen Zwiespalts. Das schöne Sinnbild, das aus einer der ersten Novellen emporgeblüht war, blieb ewig dasselbe: die silberne Blume, die aus der Tiefe der Wasser aufwächst, nur einen Steinwurf weit vom Ufer glänzt und doch einsam und fern, unerreichbar über der Tiefe ruht. Ihrem Besitz galt sein Leben. „Liebe" hieß sie dem Jüngling, „Heimat" dem Manne, „Friede" dem Alten. Niemals ward sie sein eigen. Immer hatte er nur die Sehnsucht gefühlt und, sie gestaltend, sich von ihr zu lösen gesucht. Ob Jünglinge unter dem Harnisch des rauhen Geschlechts, das seine Panzer mit Blut überströmte, oder Männer im farbigen Rock bunter, gepuderter Zeiten durch die Erzählungen gingen, immer glichen sie ihm. Er war der Schwimmer, der in den Strudeln des Daseins der Lilie über der Tiefe zustrebte: er war der Tänzer, der sich aus dem erleuchteten Festsaal in die Einsamkeit stahl: er war der Schiffer, der aus dem Kahne nieder sich beugte, die Glocken von Rungholt zu hören, die Glocken einer im Meere versunkenen, tief auf dem Grunde verzauberten Stadt.

Doch wie der Kreis eines Jahres Werden und Sterben, Blühen und Welken in sich vereint, umschloß auch der Ring seiner Dichtung neben der Wehmut die Freude am Dasein, neben der Ferne die Nähe des Lebens. In den verschwimmenden Duft, den zarten Glanz seiner Träume mischte er doch das ernstere Grau und die verhangene Feuchte der Heimat. Den Odem

der Wälder und Felder, die Nebelschleier von Watt und Moor, die Würze der Heide nahm er hinüber in seine Schrift und kräftigte, was nur zu leicht der Empfindung erlag, in der Luft und unter dem weiten Himmel des Nordens. Kein Gedicht eines Zeitgenossen war ihm so lieb und keines las er selbst so gerne vor wie das seines Freundes Gottfried Keller: „Augen, meine liebe Fensterlein, gebt mir schon so lange holden Schein, lasset freundlich Bild auf Bild herein." Wie der Züricher Meister trank auch er, was die Wimper hielt, von dem goldenen Überfluß der Welt, und er bedurfte dazu ebensowenig wie dieser weiter Fahrten und großer Reisen. Von einer Wanderung über den Deich, von dessen Höhe der Blick über Strand und Meer und die feierlich schweigenden Weiden der Marsch ins Endlose schweifte, von einem Gang durch das Städtchen, sein Husum, dem er in Stolz und Treue bis in den Tod verschrieben blieb, von einem Besuch auf den Höfen, der Einkehr bei einem Fischer oder in einem der alten Patrizierhäuser am Markt immer aufs neue beschenkt, von der Erinnerung an die Vergangenheit und das Land seiner Kindheit immer aufs neue bewegt, warb er mit jeder neuen Schöpfung in immer gesteigerter Mühe um diese Erde und ihre stillen Bewohner. „Hab' ich's recht gemacht?" „Ist es auch gut?" „Mögt ihr's wirklich leiden?" pflegte er nach beendeter Lesung im häuslichen Kreise zagend, bescheiden zu fragen, als könnte nichts wahr und nichts gut sein in seiner Kunst, was nicht den Freunden und Kindern gefiele. Aber kein Lob seiner Hörer und kein Beifall der Welt brachte die

Unrast zum Schweigen, die um das Letzte und Höchste rang im Preis dieser Heimat, bis er als Greis, am Rande der Jahre und seiner Kräfte, in Hademarschen die Handschrift des „Schimmelreiter“ beschloß und sich in Demut gestand, nun sei es am Ende wohl gut.

Das Werk war getan, sein Uhrlein stand still: doch eine Stimme war da, die nicht schwieg, und eine Frage, die niemals verstummte, seine Unruhe und seine quälende Unrast vor Gott. Seit seinen frühen Mannesjahren hatte er schon die Lehre der Kirche in sich abgetan. So sehr es ihn auch aus der Kraft des Gemütes nach Ewigkeit und Jenseits verlangte, so unerbittlich verwarf die Vernunft die Gespinste und Gaukelbilder der Phantasie, verwarf sie auch dann, als es nach dem Tode Constanzens nur in der Gnade des Glaubens Licht und Trost für ihn gab. Sein Reich war ganz von dieser Welt. Zu dieser Einsicht stand er mit der Zähigkeit seines Stammes, mit der Festigkeit seines Wesens, so hart ihn das Walten des Todes, das Grauen vor der Vergänglichkeit, das Vergehen der irdischen Dinge auch ankam. Um so williger gab er dem Flüstern der Phantasie nach, wenn sie ihn wie in den Tagen der Kindheit in die Fabelwelt der Märchen und Sagen, der Spukgeschichten und der Gespenster verlockte. Die Alltagswelt im Flug und im Spiel mit einer anderen zu vertauschen, mit Siebenmeilenstiefeln durch die Luft zu fahren und sich vor Geistern zu gruseln, steckte tief im friesischen Blut. Die große, leere Tonne unweit der Schreiberstube des Packhauses, in der er nach der Rechenstunde mit seinem Freunde Hans zusammenkam und, neben ihm

kauernd, die kleine Handlaterne auf dem Schoß, „Stücke vertellte", war schon des Knaben liebster und frommster Aufenthalt, und keine Stunde kam jener einen gleich zwischen Tag und Nacht, in der die Geister lebendig wurden, Niß Puk und die Kobolde umgingen und auf den Dachböden oder am Meer Schreckgestalten ihr Unwesen trieben. Die Tonne war längst vergessen, die Märchenbude verlassen, Hans Räuber, der Schuhflickerssohn, der Geisterbeschwörer, verschollen und aus seinem Spielkameraden ein begüterter Mann, der Herr eines schönen, geräumigen Hauses an der „Wasserreihe" geworden. Aber auch jetzt, wenn die Dämmerung kam und die Rufe der Kinder in den Gassen verhallten, wußte der Mann, der als Knabe zu dieser Stunde die Lichtendchen angezündet und in seiner Tonne, dem heimlichen Stübchen, vor sich hingeträumt hatte, nichts Schöneres, als im Zucken der Kerzen ein Blatt zu entfalten und zu erzählen.

„Friedlich bekämpfen Nacht sich und Tag,
Wie das zu dämpfen, wie das zu lösen vermag."

Wenn die Schatten sich senkten und um den Umriß der Dinge die Schleier des Abends sich legten, wenn sich der Raum im Dunkel verlor, der Tag verschwieg, Stimmen der Tiefe vernehmlicher wurden, war es, als gäbe es keine Grenzen zwischen der wirklichen und der gedachten Welt dieses Mannes. Traum wurde Leben und Leben ein Traum.

Ein grünes Blatt

„So leb denn wohl, Regine!“, sagte er und reichte ihr die Hand.

Aber sie trat vor ihm zurück und sagte zögernd: „Sag mir noch eines ... weshalb mußt du in den Krieg?“

„Weißt du es nicht, Regine?“

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon“, sagte sie und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihre Augen: eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säuselten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atem; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute.

„Sprich nur!“, sagte sie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde“, sagte er, „für dich, für diesen Wald — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat.“

Trost

So komme, was da kommen mag!
So lange du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich sehe dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Für meine Söhne

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen.
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du nimmer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Und war es auch ein großer Schmerz

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde;
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tätst es noch einmal, mein Herz.

Sprüche

Der eine fragt: Was kommt danach? Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Vom Unglück erst
Zieh ab die Schuld.
Was übrig ist,
Trag in Geduld.

Die Stadt

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei.
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Meeresstrand

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein.
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her.
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton.
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind.
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Abseits

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blühn, der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen.
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Ein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Oktoberlied

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
Schenk ein, den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen!

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Wenn die Äpfel reif sind

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Staket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an der Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damen-

uhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber kletterte ein untersetzter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen, denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke stillgestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen, regelrechten Pausen.

Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich

regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbartes und seines ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen. In diesem Augenblicke aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest seine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamm herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine ganze Weile. Endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!“

„Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Zaun geguckt!“

„Wart' nur, ich werde dir einen Denkzettel machen!“, und dabei griff er in die Höhe und packte den

Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!“, sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten, hinabzuklettern. Allein der andere wehrte ihm. „Bleib nur!“, sagte er, „du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herrjemine!“, sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Pläsier dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen!“ sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des

Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunklen Garten hinaus.

Der Junge reckte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren, und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüberstehende Äste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?" fragte der andere.

„Es wird schon", sagte der Junge.

„So komm herunter!"

„Es ist nur", erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!"

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?"

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken." Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klinken an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!" murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?"

„Sie wissen schon", sagte der Junge, „'s wird alles sauer verdient."

„So fang und laß dir flicken!“ Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?“, sagte er keuchend, „du kannst nun gehen!“

„Freilich!“, sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

„Den Sack?“

„Er ist mir da vorher hinabgefallen.“

„Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie stehen just da unten!“

Der andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“, sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger tat einen verzweifelten Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untersetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge, vermalmedeiter! — Aber daß du mir nicht wieder kommst!“, und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja“, sagte der Junge, indem er dem andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den roten, die fallen ins Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zähnen die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde. Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er soeben das kleine Fenster wieder zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befingerte seine

Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Haus war.

Es gab Rindfleisch mit Pflaumen. Und wenn es Rindfleisch mit Pflaumen gibt, dann ist Gottesfriede in ganz Mecklenburg. Nicht nur die Küster sitzen dann hinter dem Mittagstisch verklärt wie Vater Bach, der Orgel spielt. Nicht nur die Schulmeister schmunzeln dann aus ihrem Pflaumen-Einmaleins vergnügt die Eheliebste an. Nein, sogar die würdigen Inspektors legen die Mütze, die ihnen doch sonst wie festgebacken auf dem Kopfe sitzt, gewichtig neben sich, und selbst die hohen und höchsten Barone nehmen das Einglas, mit dem ein Baron dort oben zur Welt kommt, stillschweigend ab und sehen mit Wohlgefallen hernieder in ihre Schüssel, in der sich das Strenge und Zarte, das Herbe und Süße, Rindfleisch und Pflaume in Eintracht vereint.

So hatten auch sie, Fritz Reuter und seine Lowising, mit Andacht sich über die Schüsseln gebückt und ihrem Leibgericht wie um die Wette zugesprochen, um nun ein Weilchen auf Schlummerrollen und Sofakissen, die zu der Behaglichkeit ihres altmodischen Stübchens gehörten, der Ruhe zu pflegen. Bald war Lowising, von der Morgenarbeit ermüdet, in ihr Nachmittagsschläfchen hinübergenickt, indessen ihr Fritz nach seiner Gewohnheit den Platz am Fenster nahm und durch den Vorhang auf Marktplatz und Straßen hinabsah. Wohlig in seinen Sessel gelehnt, genoß er, wie alle Tage um

diese Stunde, die Szenerie der Kleinstadt dort unten, sah ihre Bürger aus den Kulissen der Gassen über den Marktplatz kommen, ein Pferd seine Last auf dem Fuhrwerk mühsam über das Pflaster ziehn, Kinder unter den Torbogen spielen, Frauen betulich mit der Nachbarin schwatzen oder was sonst an Augenweide und Kurzweil sich vor dem Grunde der Backsteinhäuser begab. Doch von dem langen Vormittag, den er im Brotverdienst des Privatlehrers eintönig hingebracht hatte, ermüdet, ließ er den Vorhang bald wieder zurück, schob seine Brille zurecht und nahm die Zeitung zur Hand, über deren Lektüre ihn der Schlaf in der Regel sicher und sanft überkam. Schon wollte das Kreisblatt, das seinen Beziehern in Stadt und Land jegliche Aufregung durch die Zeitläufte fernhielt und seine Chronik weise auf den Verlauf einer goldenen Hochzeit oder den Auftrieb auf einem Viehmarkt beschränkte, seine gewohnte Wirkung auf den fast Schlummernden tun, als er im Halbschlaf auf eine unerwartete, sehr überraschende Nachricht stieß: „Stralsund, 14. November. Fritz Reuter †. Wie die Stralsunder Zeitung erfährt, ist der beliebte plattdeutsche Dichter Fritz Reuter gestern zu Neubrandenburg im Alter von 48 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben."

Schwarz auf weiß stand es da, war kein Trug oder Traum, so toll und unglaublich es auch dem Totgesagten erschien. „Daß du die Nase ins Gesicht behältst!" Das war also das zweite Mal, daß man ihn mitten im Leben zu den Schatten hinausstieß, mit dem Unterschied nur, daß es das erste Mal Ernst, um Haares-

breite das Grab war. Nie vergaß er die Stunde, die dunkelste Stunde der Haft, in der ihm ein preußischer Richter das Urteil des Kammergerichts überbrachte: Der stud. jur. Friedrich Reuter sei als Hochverräter und Burschenschaftsmitglied mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen. Damals hatte er wirklich, wenn auch das Beil ihn verschonte, in den Gewittern des Todes gestanden und für die Gnade, dem Henker entronnen zu sein, sieben der besten, wertvollsten Jahre in der Festungshaft hergeben müssen. Was er damals hinter der Tür seines Kerkers in sich hineingeschwiegen und vor sich hingedacht hatte, begann sich erst jetzt in später Niederschrift von ihm zu lösen und seine Stachel für ihn zu verlieren.

Nach den Schrecken der ersten hatte die zweite Todeserklärung, die der Spruch eines Zeilenschinders in der Stralsunder Zeitung erließ, erst recht ihre Wirkung verloren. Sie verführte ihn nur, die Wirkung auf andere einen Augenblick lang zu bedenken. Über ihn weinen würde wohl niemand. Sein treuester Freund, Fritz Peters in Thalberg, las keine Zeitung. Seine Bekannten in Treptow, Justizrat Schröder, Konrektor Döbritz, Pastor Schumacher und Konsorten, lasen sie gründlich und also mit Vorsicht. Sie würden die Nachricht am Stammtisch erörtern und als ein weiser Senat nach einem Umtrunk vertagen. Aufregung würde es nur in Stavenhagen, seiner Vaterstadt, geben. „Burgermeister Reuter sien Fritz is dod", würde es wie ein Lauffeuer durch die Kneipen und die Rasierstuben gehen. „Et württ nix us hem, hett oll Reuter seggt",

würde es einsetzen und „Et is och nix wurden us hem“, würde es enden, das Klagelied von dem verlorenen Sohn, das die Philister und Klatschbasen sangen. Sie hatten es kommen sehn, schon auf der Schule, die er so häufig wechselte, später in Rostock, wo er mit Schuldenmachen und Bummeln seine Semester vertat; dann in Jena, auf Festung und wieder in Heidelberg, wo ihn der Vater in Schimpf und in Schande hatte zurückholen müssen. Gewiß, „oll Reuter“ war ein strenger und harter Gebieter im Hause und in der Gemeinde gewesen, und seine Hand hatte schwer auf manchem der Seinen gelegen. Aber er hatte doch einen besseren Sohn verdient als jenen einzigen, den er in seinem Testament noch als Trinker gebrandmarkt und enterbt hatte. Nun also war auch dieses verfehlte und verbummelte Dasein zu Ende, wie die Zeitung versicherte, gottlob zu Ende, wie man in Stavenhagen insgeheim oder offen hinzusetzen würde — und zu beklagen blieb nur die eine, die ihren Glauben an dieses Leben und ihre Liebe an diesen Bruder Leichtfuß vertan hatte und in der Not, wie man hörte, seit langem Klavierstunden gab, um sich das Haushaltungsgeld zu beschaffen. „Min arm, arm Lowising“, zog es dem Dichter bei dem Gedanken, was er ihr hatte sein wollen und was er ihr schuldig blieb, durch den Sinn. Aber ein Blick auf die Schlafende, in deren Zügen auch jetzt Friede und Heiterkeit lag, ließ ihn die Grillen wieder vergessen, und belustigt griff er zur Zeitung, zu sehen, ob sie nicht wenigstens mit einem Nachruf, mit einem guten, herzlichen Wort den Totgemeinten bedachte. Wahrhaftig, da ging es ja weiter im Text:

„Weiteren Kreisen ist der Verstorbene durch seine ‚Polterabendgedichte in hoch- und niederdeutscher Mundart', seine ‚Läuschen un Rimels' und ‚De Reis nah Belligen' bekannt geworden. Angeregt durch die plattdeutschen Dichtungen unseres verehrten Landsmannes, des Professors Klaus Groth ..."

„Hol Jug de Düwel met desem Klaas Groth", unterbrach er mit einem Fluche die Lesung. Mochten sie über ihn reden und schreiben, was sie nur wollten: das aber durfte niemand ihm sagen, er sei, was er sei, durch andre geworden. Wie Martin Luther hatte er nicht die Buchstaben in den Schriften anderer Leute, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte befragt und ihnen auf das Maul gesehn, zu schreiben, wie sie sprachen. Und was insbesondere diesen Klaus Groth, der so geringschätzig auf ihn herabsah, betraf, so würde sich wohl noch zeigen, wen das Volk am besten verstünde.

Ärgerlich warf er das Zeitungsblatt hin. Durch sein Geräusch erwachte Lowising. Erstaunt und belustigt vernahm sie aus dem Mund ihres Fritz von seinem Hinscheiden in der Stralsunder Zeitung. Nach einer alten Erfahrung lebten die Totgesagten noch lange, und ihr Fritz, so war ihr erster Gedanke, würde sich auch der Wohltat erfreuen. Denn sie glaubte es tief, und dieser Glaube konnte nicht trügen: für ihn und für sie b e g a n n ja das Leben erst jetzt. Auf die sieben mageren Jahre, in denen sie beide die Groschen zum Unterhalt in Privatstunden mühsam zusammengescharrt hatten, war endlich das achte und mit dem achten der Segen

gefolgt. Wie eine Botin kommender schönerer Tage war die Schwalbe, die unter dem Dach ihr Nestchen baute, bei ihnen eingekehrt, und ihr Gezwitscher hatte in „Hanne Nüte", der Vogel- und Menschengeschichte, ihr liebliches Echo gefunden. Vieles andere war geplant und begonnen. „Ut mine Festungstid" hatte den Schlußstrich unter das Grauen und Unrecht gezogen, ein helleres Buch lag bereits aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch, und Lining und Mining, Jochen Nüßler und Onkel Bräsig harrten des Stichworts, der Fahrt in die Welt.

So nahm sie die Botschaft, die — um mit Onkel Bräsig zu reden — mehr aus der Fixigkeit als aus der Richtigkeit kam, als glückhaftes Zeichen und widersprach selbst dann nicht, als sich ihr Fritz gegen Abend auf den Weg machen wollte, die Auferstehung vom Tode, den ihm der Stralsunder Schreiber bereitet, an seinem Stammtisch zu feiern. Lange hatte der Dämon, der ihn bisweilen beim Trunk überfiel und ihn, sinnlos berauscht, zerstört und verwüstet, nach Nächten erst wieder freigab, Ruhe gehalten. Noch gab er sein Opfer nicht auf, und mit Herzklopfen sah sie noch manchmal, wenn die Schenke verlockte, dem Scheidenden nach. Doch die Gefahr wurde seltener, und heute, bei Apotheker Siemerling und seinesgleichen, war kein Anlaß zur Sorge. „Also, adjüs denn, Lowising" — und hinaus stapfte einer, der wie der Weihnachtsmann durch die Straßen und Gassen Neubrandenburgs ging. Mit seinem schweren, dröhnenden Schritt, dem wallenden Überwurf und dem aschblonden, struppigen Bart unter

dem tiefgezogenen Schlapphut wie der Knecht Ruprecht, sah er doch hinter dem blitzenden Brillenglas wieder so freundlich und froh in die Welt, daß auch die Kleinsten Zutrauen faßten und sich herzudrängten, wenn er bei einer Kinderschar anhielt und einen Apfel, ein Stück Zuckerwerk aus seiner Tasche hervorzog. Auch für die Großen war und blieb er als einer, der „Bäuker, nix als Bäuker schriewt", eine Art von Respektsperson, und doch sprach man mit ihm anders, vertrauter, herzlicher als mit den Herren von Würde und Amt, und es dauerte stets eine Weile, bis sich Ohm Reuter aus einem Schwatz an der Ecke, einer Begegnung unter der Ladentür an seinen Stammtisch durchgekämpft hatte.

Aber nun saß er „Im goldenen Knopf", wohlbeleibt und behäbig, und gab wie eine Schnurre aus „Läuschen un Rimels" die Geschichte des Mannes zum besten, der seine eigene Todesanzeige im Kreisblatt entdeckte. Man lachte, hob die Gläser und stimmte den Rundgesang an, den der Verstorbene sich als sein Toten- und Bänkellied selber verfaßt hatte:

„Morgenrot, Morgenrot,
Stralsund schlug mich meuchlings tot."

Dann aber ging man auch über dieses Ereignis — die Welt, Mecklenburg insbesondere, war ja so reich an kuriosen Geschichten — zur Tagesordnung hinweg, das heißt: man rückte die Leuchter zurecht, nahm das Kleingeld heraus und mischte die Karten. Prüfend und andächtig wie in der Bibel sah ein jeder hinab in sein

Spiel — aber die Trümpfe hielt eine einzige Hand: König, Dame und Bauer, Dorchläuchting, Prinzessin Christel und Onkel Bräsig, Treffer und Trümpfe in einem Spiel, das unsichtbar zu ihren Häupten um den Preis der Unsterblichkeit ging.

AUS BRIEFEN FRITZ REUTERS

An den Grafen Bismarck

Eisenach, 4. September 1866.

Es treibt mich, Ew. Exzellenz als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Nicht Autoren-Eitelkeit, sondern nur der lebhafte Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Exzellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Pakets beizufügen. — Möchten Ew. Exzellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im Stande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen.

Gott segne Sie für Ihr Tun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen als Sie ahnen, so zum Beispiel auch das Ihres ergebensten

Fritz Reuter, Dr.

Graf Bismarck an Fritz Reuter

17. September 1866.

Euer Hochwohlgeboren sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltvolle Zuschrift vom 4. d. M. begleiteten.

Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.

Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden. Mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben stets zu opfern bereit war.

An Justizrat Schultze

Eisenach, 14. Dezember 1866.

Nun ist bei mir eine große Ruhe eingekehrt, ich habe mich wieder an die Arbeit gemacht, schreibe meine „Reise nach Konstantinopel“ und sehe der Zukunft getrost in die Augen. Das Eine, für welches wir beide gelitten, die Einheit Deutschlands hätten wir so ziemlich erreicht, das Andere, die Freiheit, wird auch kommen. Wenn wir sie nicht erleben, so kann der Kampf dafür unseren Kindern bleiben.

Seine letzten Verse

(Zur Jubelfeier der „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag“ 1873)

Kein Preis ohn' Fleiß,
Ohn' Kampf kein Sieg,
Kein Fried' ohn' Krieg.
Drum kämpfet wacker, Ihr deutschen Böhmen,
Kein Teufel soll den Sieg Euch nehmen.

Grabschrift

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit und licht ist Dein Haus.

Rindfleesch un Plummen

„Den ganzen Dag bit't Döschen staan
Un ümmer acher 'n Haken gaan
Un up den Acker Kluten pedden
Un denn mal wedder Ossen ledden,
Und denn mal dröög un denn mal natt,
Wo, mine Herrn, geföllt Se dat?
Un denn? — Wat krieg ik denn för Eten?
So slicht un man son lüttes beten!
Un ümmer Tüften, ümmer Räuven,
Dor mag de Deuvel länger täuven!
Nee, Herrn! Denn hett ne Uul dor seten,
Bi dröge Tüften kann ik nich bestaan." —
„Na gaut, mien Söön, du kannst nu gaan",
Seggt de Buurmeister. — As he rut,
Seggt he taun Raatsherrn Wohlgemut:
„Ich glaube fast, und mir will es bedünken:
Der Mensch hat recht;
Denn solches Essen, solches Trinken
Paßt sich nicht für en tücht'gen Knecht.
Indessen — wolln den Herrn doch auch mal fragen. —
Heda! raupt mal den Bäcker Hagen."
De Bäcker kümmt. „Mein lieber Meister Hagen,
Ihr Knecht war hier und tät sich sehr beklagen,
Sein Essen sei so schlecht.
Wir fragen nun: Wie halten Sie den Knecht?" —

„Na, dat mööt ik gestaan!
Dor mööt doch gliek dat Wetter rinneslaan!
Dat hüürt ik nimals allmiendaag!
Ik holl mien Lüüd so slicht?
Antwuurten S' blot up dese Fraag:
Rindfleesch un Plummen, is't en slicht Gericht?" —
„Den Dunner ok! Dat is en prächtig Eten!
Rindfleesch un Plummen? Is't nich woor?
Herr Raatsherr, nee! Wo wulln wi dorin freten!" —
„Ja", seggt de Raatsherr, „dat 's gewiß!
Wenn't Rindfleesch möör un wenn de Plummen goor,
Denn wull ik menen, dat't was Schönes is." —
„Dat is en Eten as in'n Himmel",
Seggt de Buurmeister, täuv, du Lümmel!
Ik ward en Wüürtken mit di spreken
Un di de Leckertään utbreken.
Täuv, du Karnalli, ik will di betalen! —
O, laat mal gliek den Slüter halen;
De sall em doch up allen Fällen
En richtig Dutzend rinne tellen. —
So, mine Herrn, man Platz genamen,
Un laat den Kierl mal wedder rinnekamen! —
Du Slüngel! Du entfaamtigte Hallunk!
Is di dat noch nich gaut genung,
Wat meent son nesewise Bingel?
Wat meenst du denn, du sackermentsche Slüngel?!
Gausbraden alle Daag un Haunerries,
Dat wüürd di smecken, un denn schepelwies?"
„Woso? Woans? — Gausbraden alle Daag?" —
„Halts Maul! und räsonnier Er nicht!

Antwuurt He up mine Fraag:
Rindfleesch un Plummen is't en slicht Gericht?" —
„Den Deuvel ok", seggt Jochen Brümmer
Un dreit den Haut in sine Hand herümmer.
„Rindfleesch un Plummen is en schöön Gericht.
Doch, mine Herrn, ik krieg't man nicht."

Dat wier bald wat worrn

„Gun Morgen, Herr! Gun Morrn, Herr Raat!"
So kümmt oll Schult un Smidt tau Döör herinner.
„Na", seggt de Raat Berlin, „wat bring ji, Kinner?" —
„Ja, Herr, wi kamen twoors en beten laat;
Indessen leet sik't doch nich ire maken;
Denn mit Gefang'n! — Dat sünd so'n Saken;
Dat tögert ümmer gor tau lang." —
„Na, Kinner, seggt, wat willt ji mi?" —
„I, Herr, wi bring'n Se den Gefang'n,
Den Häupter von de Röveri,
De dunn tau Lübbersdörp passiert." —
„Dat is jo schöön! Dat is jo prächtig, Kinner!
Denn bringt den Kierl man gliek herinner;
Nu hebb'n w' de Spitzbauv'n alltauhopen." —
„Ja, Herr!", seggt Schult, „uns' is uns man schappiert,
Vör 'n beten is he weg uns lopen."

Wo dat woll taugeit?

„Wat steihst du dor un kickst du dor
Un kleist di mit de Hand in't Hoor?"
Fröggt Jochen Burr Jehann Perdölen.
„Je, Brauder!", seggt Jehann, „mi felen
An den verfluuchten Torf an föftig Saden;
So was dat gistern graad, as ik
Oll Swarten sinen af heff laden.
Dor feelt an't Dusend ok an föftig Stück." —
„I, dat kann jo doch woll passiren." —
„I, doran würd 'k mi ok nich kiren;
Doch Brauder", seggt Jehann, „sü, wat mi wunnert —
He feelt just ümmer an dat letzte Hunnert."

Wenn ener deit, wat he deit, denn kann he nich mier daun, as he deit

„Na, Korl, wo is di dat denn gaan?" —
„I, Herr, dat gung jo doch noch so." —
„Na, hest di düchtig rümmerslaan!" —
„Ja, Herr, tauletzt bi Waterlo." —
„Dor hest di denn wull eeklich fecht?" —
„Ja, ümmer druf! as Blüchert seggt." —
„Wo was dat denn? Vertell doch bloß!" —
„Je, Herr, ik güng'e stief up los.
Un as ik ierst so recht in Grimm,

Dunn haut ik rechtsch un links herüm,
Un, Herr, den enen haute ik — den enen!
Den haut ik beide Benen af.“ —
„De Benen? — Wo? Woso de Benen?
Worüm hautst em den Kopp nich 'raf?“ —
„Je, Herr, de Kopp, de was al af.“

Wenn ener wat ward

„Karl Zunkel“, seggt de Herr von Schwutscher,
„Ich mache dich zu meinem Kutscher
Und hoffe, daß du jederzeit
Durch Anstand und durch Sauberkeit
Der gelb-grün-roten Livree
Derer von Schwutscher Ehre machst
Und über deine Haltung wachst.
Reck dich mal aus! Kopf in die Höh! —
So, nun ist's gut, nun zieh dich an
Und schirr dann auf das Kutschgespann.“
Na, Korl de sitt denn stramm un stief
Bald in den blanken, nigen Staat
Un reckt sik ut, so piel un graad,
As steek en Paal em dörch dat Lief.
He treckt de Halsbinn ümmer knasser,
Un Vadermüürder bet an't Uur;
Von unn'n bet baben insnallt was 'e
Un rinnepremst in de Monduur.

Un nu, wo stolz in sinen Sinn,
Wat is'e vörneem nu un schöön!
So kümmt he in den Stall herin,
De Nees so hooch bet an den Böön,
As wier he nu en Wunnerdiert,
Un ward den Backenboort sik striken.
De Knechts, de stann üm em un kiken
Un wunnern, lachen, stöten sich.
Doch Korl, de steit un süüt dat nich.
He kickt herup na sinen Böön
Un seggt tauletzt: „Dau, Willem Döhn!
Kiek mal na unn'n in't Emmer rin!
Hebb'n mine Pierd noch Water in?"

Up wat?

„Fiek", seggt de Ollsch, „dat is vörbi.
Du lettst nagrad de Treckeri!
Ik heff den ganzen Rummel satt;
Taum Frigen, Diern, dor hüürt ok wat,
Un du hest niks, un he hett niks.
Ut de Geschicht dort ward keen Büx.
Du kannst noch gaut en annern krigen.
He is en woren Snurrer jo!
Up war denn wulln ji jug woll frigen?" —
„Up Pingsten, Mutting, dacht wi so."

Uemkiert

Motto: Bescheidenheit, Bescheidenheit!
Verlaß mich nicht bei Tische
Und gib, daß ich zu rechter Zeit
Das größte Stück erwische.

't is Middag, un oll Moses Abraham
De sitt bi Disch. 'ne schöne Spickgaus steit —
De ierst, de ut den Rook herutekamen deit —
Vör em, as Joel Itzig rinnekamm:
„Gun Morgen, Abraham! Ich wünsche wohl gespeist.
Wo üs? — Sieh doch einmol! — Wo haißt?
Wohrhaftgen Gott schon von die Gaus!
Wo? Hast du die schon aus dem Rauch heraus?"
Oll Abraham verfiert sik niderträchtig;
De Spickgaus smeckt em doch tau prächtig,
He wull'e ungiern wat von missen.
Indessen güng dat doch nich an,
He müßt em nöödgen: „Kümm! setz dich heran!
Perbier doch mol un eß en Bissen!" —
„Ai wai! Es tut mer leid; geessen hob ich schon;
Ich komm von Moses Salomon,
Wo ich geessen Eierkuchen." —
„Nu, setz dich hin! man bloß üm zu perbieren." —
„Nu, da du mir doch tust so enfitieren,
So will ich's doch einmal versuchen.
En bißchen lutschen bloß."
Un Itzig lutscht nu los.
De Spickgaus is ok gor tau saftig.
Un in 'ne korte Tiet, in 'n Handümwenn'n,

Lutscht he de Spickgaus up von Uur tau Enn.
„Das nennt er lutschen! Nu wohrhaftig!“
Seggt Abraham, „nach diesem, sog ich dir,
L u t s c h du bei Salomon un e ß bei mir.“

D a t k ü m m t m a l a n n e r s

Oll Moses Itzig un oll Slaume Lessen,
De sitten recht bequeem in eren Wagen
Un füürn na Leipzig up de Messen.
Se sünd nu graad dorbi un klagen,
Wo dat de Judenschaft doch wier so unnerdrückt,
Un dat en jeder eer ant Tüüg wat flickt,
Un dat dat so nich bliven künn.
Dat müßt doch mal eens anners warden,
Wenn s' Rothschildten taum König hadden.
Drup reden se von den Gewinn
Un von dat prächtige Geschäft,
Wat s' beid in dat vergangen Joor
Hebb'n maakt, un wat s' verköfft,
Un wat s' behollen von de Woor,
Wat eer't Geschäftche in hadd dragen,
Un woveel Geld s' tausamenslagen,
Un wat s' nu maken wullen für en Rebbers. —
So füürn se nu denn de Schossee entlang;
Un an de Straat sünd de Schosseesteenklöppers,
De kloppen dor in Hitt un Stoom eer Steen,

Un sweten dorbi as de Boren.
As de de Juden nu geworen
Un Slaumen sine Nees se seen,
Dunn fang'n se an, „Hepp! Hepp!" tau schrigen
Un „Nimm mer aach mit, nimm mer aach mit!"
Oll Slaume kann doch allsiendaag dit
Nich so passiren lat'n; he ward dat Schellen krigen
Un schimpt herute ut den Plaan.
Un slimm wier's unsre Juden gaan,
Hadd Moses sik nich twischenleggt.
De ritt oll Slaumen trüch un seggt:
„Laß gut sein, Schlaume, es wird kümmen,
Paß Achtung! es wird kümm'n de Zeit,
Daß unser Fett tut oben schwimmen;
Denn werd'n mer aach sein ungeßogen.
Paß Achtung! es wird kümmen de Zeit,
Wo wir se denn aach runtermöppern.
Sie werden dann sitzen in den Wogen,
Und du und ich und unsre Lait,
Die werden denn Schosseestein klöppern!"

MÖRIKE

(Ein kleiner Scherenschnitt)

In Eduard Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag" ist eine der lieblichsten Szenen die, da der Meister gedankenverloren in ein fremdes Anwesen dringt, sich im Parke ergeht, als sei er der gnädige Herr, und sich am Ende vom Pomeranzenbaum pflückt, was nicht für jeden zum Mitnehmen da ist. Kaum hält er die goldene Frucht in der Hand, da blühen in seiner Erinnerung Bilder des Südens, Capri, Neapel auf. Melodien erwachen ... schon will er sie niederschreiben, da steht, wie aus dem Boden gefahren, der Gärtner vor ihm und herrscht ihn als Dieb und Eindringling an. Dieses Mißgeschick ist nicht nur der Auftakt zu einem schönen Abenteuer im Schlosse, es ist auch das Vorspiel vieler heiterer Episoden, die alle der seligen Sorglosigkeit und der Verträumtheit des Meisters lobsingen.

Der sie schrieb und erfand, war von ähnlicher Art, ein Kind und ein Mann. Das verraten nicht nur die Bücher, die Briefe und Verse von seiner Hand. Das bezeugt unter anderem auch eine kleine Begebenheit, die eine alte Dame vor Jahren erzählte. Im Stuttgarter Katharineum hatte sie einst zu Mörikes Füßen gesessen. Sie entsann sich nicht sehr ihres berühmt gewordenen Lehrers. Nur ein einziger Vorfall war ihr klar im Gedächtnis. Aber sein Spiegel bewahrte im kleinen, was im großen die Chroniken sagen.

Es war Sommer, die Sonne brütete über dem Talkessel, und selbst im Schatten des Katharineums war es für einen Lehrer kein leichtes, sich und die Seinen auf Flügeln des Geistes über den Schlummer der Nachmittagsstunde hinüberzutragen. Nur Herrn Mörike schien es in seiner Amtspflicht wenig zu stören. Den Stuhl an das Fenster gerückt, Rock und Weste unter der Hitze ein wenig aufgeknöpft. Buch und Brille beiseite geschoben, saß er und sprach vor sich hin. Er erzählte von einem Dichter droben im Norden, von seiner Heimat am Meer, von den Bildern und Schicksalen, die seine Hand wie mit dem Silberstift male, von seinem Freunde Theodor Storm. Hingegeben der Kunst dieses Mannes und versunken in seine Welt — diese ihm selbst, dem Schwaben, so fremde, in ihrer Tiefe und Stille doch so verbundene Welt —, schien er der Mädchen und ihrer Teilnahme gar nicht zu achten. Dennoch saß jedes aufmerksam und andächtig da, alles war still und der Raum wie verzaubert unter der innigen Kraft des Erzählers. Unvermerkt aber hatte sich über dem Sprechen ein Tröpflein aus seiner Nase gestohlen, das nun lustig im Sonnenlicht blitzte. Von einem leisen Kitzel berührt, im Fluß seiner Darstellung nicht unterbrochen, suchte der Sprecher nach seinem Schnupftuch, tastete in die Taschen und griff, als er sie leer fand, nach dem langen leinernen Vorhang, der sich am Fenster im Winde bewegte, ballte ihn, schneuzte sich kräftig und fuhr dann, ohne des Irrtums innezuwerden, immer noch tief versunken und versponnen in seine Welt, fort zu erzählen. Er durfte

es wirklich. Jeder andere wäre unfehlbar durch den Tumult in der Klasse, durch ein belustigtes Raunen und Kichern um den Ernst seines Vortrags gekommen. Hier blieb es still wie in der Kirche. Niemand rührte sich, alles blieb andächtig auf seinem Platze, in frommer und heimlicher Scheu (so schloß die Greisin ihren Bericht), den Träumer nur ja nicht zu wecken.

*

Nach und nach sprach es sich in Stuttgart herum, wie ausnehmend gut den Fräuleins im Katharineum der Schwatz ihres Dichters gefiel. Aus der einen Unterrichtsstunde, mit der ihm selbst wie einem geistlichen Herrn mit der Predigt sein Siebentagewerk schon getan schien, wurden drei oder vier in der Woche und aus den 50 Gulden Entgelt 350 im Jahr. Auch dem „Museum" mußte er sich für ein paar Tage im Monat verschreiben und den Damen der Residenz von Schiller und Shakespeare erzählen. Er tat es mit Sanftmut und guter Geduld, nahm es, als ihn die Närrinnen anschwärmen wollten, ohne Verdrießlichkeit hin und ließ sich auch dann, als die Königin selbst mit einer Handarbeit und ihrem Schoßhund in die Vorlesung kam, nicht wie der göttliche Goethe vom Hunde des Aubry in seiner Hingabe stören.

Gelassen wie Lob und Tadel der Heimat nahm er auch Schimpf und Ruhm im größeren Vaterland hin. Schalt ihn einmal in einem Journal oder Buch ein Windbeutel aus, malte er daheim seinen Kleinen den Schreiberling an die Wand und heiterte sich an ihrem Geplapper und ihrer Entrüstung über den Bösewicht

auf. Machte ein Mann von Verdienst oder Einfluß ihm seine Aufwartung oder fiel eine unerwartete Ehrung ihm zu, sorgte er, daß kein Aufhebens davon geschah und er selbst bald wieder in die Verborgenheit seines Zuhause wie auf den tiefsten Meeresgrund hinabtauchen durfte.

Einmal — es war im November, der Abendtisch war abgeräumt, die Kleinen lagen schon in den Federn, er selbst saß noch bei der Lampe und sann einer hochgelehrten Abhandlung „Über das Wahrscheinliche" nach — sollte das Unwahrscheinliche ihn überraschen. Die Klingel schrillte, ein Eilbote stürzte die Stiegen hinauf und hinterließ in den Händen des Hausherrn, den schon dieses Ereignis ganz konfus machen wollte, ein Telegramm. Es kam aus München als Botschaft des Königs und setzte ihn von der Verleihung des Maximilianordens in Kenntnis, einer Auszeichnung, der an Ansehen unter Gelehrten und Künstlern keine andere gleichkam. Verwirrt und erschrocken half er sich, als er das Wunder begriff, über Freude und Scham mit dem Gedanken hinweg, hier treibe, wie jüngst mit den Seefischen für den Hofrat Mörike, wieder ein Irrtum sein Spiel. Zwei Tage später jedoch kam ein Handschreiben mit der Bestätigung, und eine Weile darauf erschien der Gesandte Graf Reigersberg in seinem Hause, die Insignien feierlich zu überreichen.

Aber der Feierlichkeit widersprach schon die Szenerie, das Behagen und die gemütliche Enge der Wohnung, in der Vögel, Katzen und Hunde sich's mit den Menschen wohl sein ließen. Heiter gesellt wie im Lust-

spiel standen hier der gemessene Hofmann, dessen hohe Gestalt ein stolzer Schnurrbart und die gestraffte, soldatische Haltung nur noch stattlicher machten, und vor ihm der Dichter, der in Gehabe und Tracht, hinter der goldenen Brille und in dem altmodisch langen, schwarzen Rock der schwäbische Landpfarrer blieb. Zwei ungeladene Gäste machten die festliche Handlung erst ganz zum Idyll. Durch die Tür, die durch Zufall hinter dem Gast nur angelehnt blieb, waren die beiden Kinder, Mariele und Fanny, hereingeschlichen und leise dem Schreibtisch, auf dem die Kostbarkeiten, das Etui, das Band, der Orden, ausgebreitet lagen, näher gekommen. Als sie sich auf einen Wink des Vaters wieder entfernen wollten, rief der fremde Herr sie herbei, zeigte, was er hergebracht hatte, und weidete sich mit dem stolzen Papa an ihrem stummen Erstaunen. Zärtlich glitten die kleinen Hände über das seidene Band, den funkelnden Stern. Endlich fragte die Ältere, Fanny, indem ihre Augen von dem goldenen Spielzeug wieder zum Vater wanderten, errötend vor Glück: „Sind wir jetzt mehr? Sind wir jetzt reicher?“

Nachdenksam und verwundert sah der Vater die Fragerin an. Aber der Gast nahm belustigt das Wort aus Kindermund auf, beteuerte, daß kein König und Kaiser einen schöneren Orden besitze, und fügte, halb zum Vater gewandt, fast geheimnisvoll an, es seien berühmte, bedeutende Meister, die sich die Ehrung erhofften und dennoch zurückstehen mußten. Mörike schwieg. Aber die Frage ging ihm noch nach, als der Besucher schon lange geschieden und auch der Chor

der Gratulanten verstummt war. Ohne Bedacht und spielend getan, rührte sie doch an den Grund seines Seins. Er war nicht wie jener Liebling der Götter, der alles auf sich herabwünschte, alle Freuden, die unendlichen, alle Leiden, die unendlichen, ganz.

„Wollest mit Freuden, / wollest mit Leiden / mich nicht überschütten", war sein Gebet an den Herrn. Wie die Saiten der Äolsharfe nur unter dem leisen Windhauch ertönen, sang es in ihm nur in der Stille. War er jetzt mehr, da der Lorbeer ihn zierte? War er jetzt reicher im Beifall der Welt? O, er wußte die Antwort. Aber wie sollte ein Kind sie verstehn? Vielleicht, wenn sie erwachsen war, diese Kleine, die in so vielem sein Ebenbild war, würde er ein Gedicht vor ihr aufschlagen:

„Auf eine Lampe.

Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du,
an leichten Ketten zierlich aufgehangen hier,
die Decke des nun fast vergeßnen Lustgemachs.
Auf deiner weißen Marmorschale, deren Rand
der Efeukranz von goldengrünem Erz umflicht,
schlingt fröhlich eine Kinderschar den Ringelreihn.
Wie reizend alles! lachend, und ein sanfter Geist
des Ernstes doch ergossen um die ganze Form —
ein Kunstgebild der echten Art. Wer achtet sein?
Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst."

Dann würde auch sie, was er war und was er schrieb, verstehn — und nicht böse sein, wenn sie erfuhr, daß er den Orden niemals getragen.

LASS, O WELT, O LASS MICH SEIN

In der Frühe

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
dort gehet schon der Tag herfür
an meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
noch zwischen Zweifeln her und hin
und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
dich nicht länger, meine Seele.
Freu dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Frage und Antwort

Fragst du mich, woher die bange
Liebe mir zum Herzen kam
und warum ich ihr nicht lange
schon den bittern Stachel nahm?

Sprich, warum mit Geisterschnelle
wohl der Wind die Flügel rührt
und woher die süße Quelle
die verborgnen Wasser führt?

Banne du auf seiner Fährte
mir den Wind in vollem Lauf!
Halte mit der Zaubergerte
du die süßen Quellen auf!

Ein Stündlein wohl vor Tag

Derweil ich schlafend lag,
ein Stündlein wohl vor Tag
sang vor dem Fenster auf dem Baum
ein Schwälblein mir, ich hört es kaum,
ein Stündlein wohl vor Tag.

„Hör an, was ich dir sag:
dein Schätzlein ich verklag;
derweil ich dieses singen tu,
herzt er ein Lieb in guter Ruh,
ein Stündlein wohl vor Tag."

O weh, nichts weiter sag!
O still! Nichts hören mag!
Flieg ab! Flieg ab von meinem Baum —
Ach, Lieb und Treu ist wie ein Traum
ein Stündlein wohl vor Tag.

Nimmersatte Liebe

So ist die Lieb! So ist die Lieb!
Mit Küssen nicht zu stillen:
Wer ist der Tor und will ein Sieb
mit eitel Wasser füllen?
Und schöpfst du an die tausend Jahr
und küssest ewig, ewig gar,
du tust ihr nie zu Willen.

Die Lieb, die Lieb hat alle Stund
neu wunderlich Gelüsten.
Wir bissen uns die Lippen wund,
da wir uns heute küßten.
Das Mädchen hielt in guter Ruh
wie's Lämmlein unterm Messer.
Ihr Auge bat: Nur immer zu,
je weher, desto besser!

So ist die Lieb und war auch so,
wie lang es Liebe gibt,
und anders war Herr Salomo,
der Weise, nicht verliebt.

Im Frühling

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel:
die Wolke wird mein Flügel,
ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinzige Liebe,
wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
sehnend,
sich dehnend
in Liebe und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
es dringt der Sonne goldner Kuß
mir tief bis ins Geblüt hinein;
die Augen, wunderbar berauschet,
tun, als schliefen sie ein,
nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
ich sehne mich, und weiß nicht recht nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
mein Herz, o sage,
was webst du für Erinnerung
in golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

Er ist's

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Der Gärtner

Auf ihrem Leibrößlein,
so weiß wie der Schnee,
die schönste Prinzessin
reit't durch die Allee.

Der Weg, den das Rößlein
hintanzet so hold,
der Sand, den ich streute,
er blinket wie Gold.

Du rosenfarbs Hütlein
wohl auf und wohl ab,
o wirf eine Feder
verstohlen herab!

Und willst du dagegen
eine Blüte von mir,
nimm tausend für eine,
nimm alle dafür!

Begegnung

Was doch heut nacht ein Sturm gewesen,
bis erst der Morgen sich geregt!
Wie hat der ungebetne Besen
Kamin und Gassen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
das halb verschüchtert um sich sieht;
wie Rosen, die der Wind zerblasen,
so unstet ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
er will ihr voll Entzücken nahn,
wie sehn sich freudig und verlegen
die ungewohnten Schelme an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
die Zöpfe schon zurechtgemacht,
die heute nacht im offnen Stübchen
ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
die ihm das süße Kind getauscht,
er steht, von Anmut hingerissen,
derweil sie um die Ecke rauscht.

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
noch träumen Wald und Wiesen:
bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
den blauen Himmel unverstellt,
herbstkräftig die gedämpfte Welt
in warmem Golde fließen.

Denk es, o Seele

Ein Tännlein grünet wo
wer weiß im Walde,
ein Rosenstrauch, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
denk es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.
Zwei schwarze Rößlein weiden
auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt
in muntern Sprüngen,
sie werden schrittweis gehn
mit deiner Leiche,
vielleicht, vielleicht noch eh
an ihren Hufen
das Eisen los wird,
das ich blitzen sehe!

Verborgenheit

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
'laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein.

Was ich traure, weiß ich nicht,
es ist unbekanntes Wehe;
immerdar durch Tränen sehe
ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt
und die helle Freude zücket
durch die Schwere, so mich drücket
wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein.

Gebet

Herr! schicke, was Du willt,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus Deinen Händen quillt.
Wollest mit Freuden
und wollest mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

An Luise Rau

Owen, den 4. Januar 1830 (Isabella).

Guten Morgen, Liebste Seele!

Es liegt für mich etwas Angenehmes darin, die erste Morgenstunde des Tages Dir zu widmen, eh ich noch ein Wort mit andern gesprochen, und solange das Innere, noch unbewegt von der Außenwelt, rein und glatt wie ein Spiegel liegt. Du kennst doch jene stille Frühstimmung des Herzens, wo man sich bewegt fühlt, man weiß nicht, von was, aufgelegt zu jeder guten Tat; es fehlte wenig, und man würde in die seligsten Tränen ausbrechen. Es ist (wie das Sprichwort in anderer Beziehung sagt), als wäre ein Engel durchs Zimmer gegangen; die Seele fängt gleichsam von sich selber zu tönen an, wie jene Harfen, auf denen die Luft spielt. O Liebste! das hast Du hundertmal empfunden, gewiß; weißt Du, an jenen goldigen Sommermorgen, wenn Du, die Erste im Haus, schon bei der reinlichen Arbeit am Fenster saßest? Eine so milde Sehnsucht zieht mich jetzt zu Dir, mein ganzes Wesen hat nur eine stete Richtung, und ich fühle mich jetzt seit vier Tagen wieder zum erstenmal Dir und mir ganz gegeben; denn seit ich in Nürtingen gewesen, ohne Dich sehen zu können, war ich wie in zwei Teile gespalten, ich fehlte mir überall. Am Donnerstag, wie ich hier angekommen war, auf mein einsames Zimmer trat, Hut und Stock ablegte, fuhrs mit Einmal in mich hinein wie das Bewußtsein

eines unwiederbringlichen Verlustes; wahrlich, mein Herz wimmerte in mir wie ein Kind und klagte mich bitterlich an, und doch wußt ich mich ohne Vorwurf; fast hätt ich aber mit ihm geweint. Nun ist alles wieder gut; ich denke, wir küssen uns bald anders als bloß auf dem Papier. Dein letzter Brief (der in der Christtagsschachtel lag) glühte mir in der Hand, und ich weiß nicht, war es seine oder meine Glut. Mein Schreiben vom 28. Dezember wirst Du indessen erhalten haben. Ich schickte gestern einen Expressen nach Nürtingen, teils im lebhaftesten Verlangen nach Nachricht über das Befinden meiner Mutter, teils in anderer Absicht, und da erhielt ich außer den tröstlichen Versicherungen hinsichtlich des erstern auch die Mitteilung Deines Briefchens vom 1. Januar an meine gute Mutter. Diese schreibt: „Noch auf einem besonderen Blatt drücke ich Dir meine unendliche Freude über Luisens kindlichen Brief aus. Gott erhalte das Band der Liebe, das für mich eine reiche Quelle der Freude ist! Ich hätte sie nur an mein Herz drücken mögen. Sie wird Dir mit ihrer Liebe unendlich viel sein.“ — Hörst Du? Aber das wissen wir beide schon längst. —

Gestern machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, die unter die merkwürdigsten meines Lebens gehört. Vielleicht schätz ich sie auch deswegen so hoch, weil sie mir in meinem gegenwärtigen saftlosen Umgang so erquickend wie eine Oase in den Sandsteppen begegnete. Der Pfarrer Klett von Dettingen kam (mit der Braut seines Stiefsohns und einem eigenen Mädchen) im Schlitten auf Besuch. Noch eh ich seinen Namen wußte,

trafen wir bei den ersten Worten in einer Bemerkung zusammen, die einen überraschenden Blick in das tiefere Leben eines Mannes werfen ließ, dessen gesellschaftliche Heiterkeit anfangs nicht dergleichen verspricht. Es ist einer von den seltenen Geistern, die durch eine lange Erfahrung der vielseitigsten Art endlich ganz mit sich selber fertig, mit dem Leben im Reinen sind, und zu der Virtuosität gelangten, Sachen des Enthusiasmus und Dinge des gewöhnlichsten Interesses gleich harmonisch aufzunehmen, mit gleicher Kenntnis und immer heiterer Klarheit gleich liebevoll zu behandeln. Kurz, ein Mann, dessen hohe Überlegenheit unser einer deutlich empfindet, ohne sie übel zu empfinden. Das setzt aber viel Humanität und große Liebenswürdigkeit voraus. (Hoffentlich legst Du mir diese Anmerkung nicht fälschlich für Stolz aus, ich glaube, es liegt eher das Gegenteil darin.) Soll ich Dir, was Schärfe, Universalität, anmutige Gewandtheit und Biegsamkeit des Geistes betrifft, einen Vergleich nennen, so wüßt ich nur Eine Person, die hier — wiewohl mit einem himmelweiten Unterschied in anderer Hinsicht — allenfalls in Betracht kommen könnte. Der verstorbene Prälat Bengel, von dessen gravitätischem Wesen und klugem Hinterm-Berghalten aber hier ganz abzusehen ist. Klett hat einen untersetzten Körper, eine etwas scharf vorwärtsspringende Nase, edle feingewölbte Stirn und den muntersten Mund; sein blaugraues, nicht sehr großes Auge hat etwas Helles, Lauschendes, das in der lebhaften Unterhaltung wie Nadelspitzen wirft. Er ist Kenner und Liebhaber der Musik

im hohen Grade, aber ohne Rumor davon zu machen; der Erfinder einer neuen Methode hierin für Kinder und überhaupt berühmt als Pädagoge.

Ich will Dir einen Begriff von seinem Gespräch geben. Man sprach über Napoleon, und wie mirs nun geht, wenn andere als über den ausgemachtesten, verächtlichsten Schurken über ihn herfallen, so nahm ich mit einiger Wärme und zuletzt mit Heftigkeit das Wort für ihn, wobei ich zwar mitunter mein Unrecht selber fühlte, auch, daß ich mit meinen Argumenten mehr nur auf poetischem Glutboden agierte — aber mich empörte das kecke Urteil über einen großen Mann, dessen Genius die hölzerne Vogelscheuche der Moral nicht verträgt, dessen Taten nur ein Gott mit seinem Stern zusammenhalten kann. Wir müssen das ? stehen lassen und den Finger auf die Lippe legen, und ich sage höchstens, sein Verbrechen war nicht größer als das von manchen Menschen, das wir verzeihlich finden, weil es kleinere Wirkungen hatte, die aber nicht in dem Willen des Menschen begrenzt waren usw. In diesem Sinn fuhr ich fort. — „Herr Amtmann!“ (Dieser nahm meine Partie) — rief der Pfarrer — „ich frage Sie nur das Eine — war einer, der kein ehrlicher Mann zu nennen ist, würdig, Europa zu beherrschen?“ Antwort: „er hatte die Ehrlichkeit eines Politikers, der sich überredete, daß er es mit einer unmündigen Welt zu tun habe.“ Pfarrer zu mir lachend — Ihnen gefällt der Kerl, nicht wahr, weil er einen guten Stoff zu einer Epopöe abgäbe? Ich: „Um Verzeihung! nicht deswegen, sondern weil mich beim Gedanken an Ihn ein

unwiderstehliches Gefühl des Tragischen übermannt. Ich respektiere das Schicksal in Ihm, das ihn im Sturme fortriß und zuletzt opferte, dem er dienen mußte, während er sich seinen Herrscher glaubte.“ Pfarrer (lächelnd): „Ich sage nur mit dem Evangelium: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Was trug er für Früchte?“ Ich: „Er wirkte nicht direkt das Gute, aber es muß zu finden sein, so gewiß als die wohltätigen Spuren in jeder Revolution der Natur. Fragen Sie, ob er mehr seinen Ruhm oder den Vorteil der Völker kultivieren wollte. Er wollte die Blume des Ruhms, aber die Frucht sollte der Welt bleiben, und zwar die positive, handgreifliche Frucht. Was sind Julius Cäsars Edeltaten? und doch, wenn Sie an ihn denken, sehn Sie und freuen sich über die Lorbeeren auf seiner Stirn und sie blühen noch.“ Pfarrer: „Das muß Kirschlorbeer sein. Hören Sie, wenn ich mich vom Shakespeare an das Monument Cäsars führen lasse, so ist das was anderes, als wenn ich die Geschichte lese.“ Ich: „Warum? Die Geschichte fällt kein Urteil; — Sie mögen Ihr: vide Schiller ausrufen oder nicht. Auch Shakespeare fällt keines über seinen Helden, und wenn wir die schöne Gestalt der Muse sich über das Grab schweigend in Tränen hinbeugend sehen, so fragen wir so eigentlich nicht warum? sondern wir weinen aus einem dunkeln Gefühl des Großen, was hier starb, wohl mit. Das ist der Silberblick unserer Menschlichkeit, was der Dichter in uns enthüllt, und das muß man von der gewöhnlichen Empfindung nicht trennen wollen, vielmehr sollten wir immer auf dieser Höhe schweben.“ Pfarrer:

Mein Freund! (er hob mit diesen Worten ganz sachte den rot- und weißgewirkten Tischteppich etwas auf und ließ die Rückseite sehen) Schaun Sie, wie da vorn alles so harmonisch und lieblich läßt — und hinten, wie kraus und wüste, wie viele abgerissene Fäden hier der Weber fallen lassen mußte! Nun! so mein' ichs. — Mein Gott (setzte er feurig hinzu), „wenn man den Wein besingt, so läßt man ihn im Kristall spielen und preist seine Reize — sagt aber nicht, wie im Hintergrund ein Niederländer speit". Das Treffende dieser Beispiele entzückte mich. Überhaupt hatte er recht ohne alle Frage, und im Stillen bestritt ich mich selber. Wie kommts aber, daß ich bei der nächsten Veranlassung gewiß wieder ärgerlich über jene Art zu urteilen werden werde? Ich glaube, gerade in diesem Ärger liegt wenigstens etwas, das auch Freund Denk (an den ich inzwischen auch dachte) mit mir teilen sollte, wenn gleich Herr Hofrat von Rotteck ... Ferner: man kam nun ganz folgerecht auf die Poeten. Hier waren Herr Pfarrer und ich ganz kordial. Ich könnte Dir manche feine Bemerkung von ihm hersetzen, aber ich fürchte, Du habest schon zuviel. Eins mußt Du doch hören, es paßt ganz in Deinen Ideenkreis: „Ich mag", sagte Herr Klett, „den Ossian doch nicht völlig zu Lieblingsdichter. Ein Geschichtchen daraus und seine rührenden Schlußworte führ ich aber jederzeit gerne an, besonders wenn etwas Schiefes begegnet. Es ist da von einem Jüngling die Rede, der sich im Schiff über die See zu seiner Geliebten fahren wollte. Halb träumend gleitete er über die Wellen, war in Gedanken schon bei ihr, da

merkte er, daß ihm ein entgegengesetzter Wind eine falsche Richtung zu geben drohte. Angestrengter und immer ängstlicher ruderte er seitwärts. Vergebens! Der Nord trieb ihn unaufhaltsam der Küste seiner Feinde zu. Der Westwind, der ihm günstig gewesen wäre, kam nicht. Das Schiff stieß an dem gefürchteten Lande auf — der Arme fiel in die Hände seiner triumphierenden Mörder. Damit endigt die Erzählung und nun folgen nur noch, wie der Hauch eines Seufzers, die Worte nach: O ihr westlichen Winde! wo seid ihr geblieben. Man fühlt es, diese Klage kommt gleichsam von der Braut herüber. Gibt es aber eine erhabenere Naivität?"

Genug jetzt! Ich kehre nun zu meiner Luise zurück. Der Brief wird lang, ohne daß ich bis jetzt erreichte, was ich eigentlich jedesmal will, nämlich: Dir recht recht nahe kommen! Dich ganz in mich hineinschauen lassen. Der Brief und meine Liebe sollten ineinander aufgehen. Aber da gehts mir wie Dir, wenn Du klagst, daß Du Dir hierin nie ein volles Genüge tun könnest. Und doch wenn Du wüßtest, wie lebendig Deine Worte zu mir sprechen! wie sie mir das oft tausendmal besser auszudrücken scheinen, was ich Dir sagen möchte, Du würdest Deine Sprache nicht anklagen. O sie ist so wahr, so einfach, so lieb und innig! Laß mich sie immer so vernehmen. Ich trinke begierig jedes Wort in mich.

Owen, den 18. Februar 1830 (Abends).

Für Dich allein.

Die Liebe ist gleich unersättlich im Austeilen und Hinnehmen immer neuer Schwüre, und so wird es uns stets ein glückliches Bedürfnis bleiben, das alte „Wie lieb ich Dich!", welches Dein letzter Brief, doppelt unterstrichen, wiederholt, wechselseitig zu hören und hören zu lassen. Es ist derselbe einfache Akkord, der, so oft Du ihn anschlagen magst, jedesmal wieder neu und mit nie erhörtem Zauber in mir nachklingt. Diese süße Wiederholung, worin man sich selber nie ein Genüge tut, gleicht fast einem lieblichen Spiele, das etwa darin bestünde, daß Du ein goldenes Gefäß mit köstlichstem Wein in ein anderes gössest, damit ich den immer frischen Perlschaum schnell vom Rande sauge, um sodann Dir wieder einzufüllen, daß Du das gleiche tuest, und so fort — ohne unsern Durst löschen und den Wundertrank zur Neige bringen zu können. Ist das ein Spiel, so ists ein solches, wie die Engel es treiben, und wir schämen uns seiner nicht. Glaubst Du, es könnte eine Zeit kommen, wo wir dessen satt werden? Ich kanns nicht denken; mich schauert, wenn ichs denke!

Wie lieb ich Dich! So rufe ich Dir heute zu und werde es noch, wenn jene Tage kommen, welche so manches Andere an mir abstreifen mögen, was jetzt noch Hand in Hand mit meiner Liebe geht.

Wenn ich manchmal in Gedanken dem Ursprung unserer Liebe nachgehe, wie man dem Gange und allen

sanften Krümmungen eines Flusses folgt, so verschwimmt das Ganze vor meinem Blick wie ein einzig unermeßliches Meer, auf dem ich staunend all mein Sinnen zerfließen lasse. Mir ist, als hätten wir uns gehört seit Ewigkeiten, und doch — der sonderbare Gegensatz! — mir ist, als müss ichs heute erst erfahren und begreifen lernen. Dies Gefühl des höchsten Glückes wird dann so überwältigend und groß, daß es keinen Ausweg findet als im brünstigen Dank gegen den, der Alles so wunderbar gefügt. — Ich bewundere mit Tränen die Liebe des Höchsten und seine Majestät, wenn mir einfällt, — ich, der Einzelne, an dem sich das Füllhorn überschwenglicher Wonne erschöpft zu haben scheint, bin doch der kleinste Teil nur in einer ganz unendlichen Schöpfung, auf welche sich Ströme der Liebe stürzen. Es flutet eine Welt voll Seligkeit in mir auf und nieder — sie ist ein Tropfen, der im All verschwindet, — und doch so mächtig fühl ich mich in ihr, daß ich mir Nichts gleich mehr glaube von Allem, was außer mir und außer uns Beiden lebt; ja, wenn der Lobgesang aus tausend glücklichen Kehlen sich in Einem breiten Strome himmelan schwänge — ich könnte zweifeln, ob er der Empfindung meines einzelnen Glücks gleich käme, und doch fühlte von den Tausenden ein jeder vielleicht dasselbe, was ich und was Du. Sich aber gerade dies recht klar und innig bewußt zu bleiben und deswegen in Andern sich doppelt zu freuen, das mag ein charakteristisches Merkmal jener Seligkeit sein, wie sie im Himmel zu Hause ist, wo alle Selbstsucht wegfällt. Aber auch hier auf Erden läßt sich eine

Ahnung davon haben — in Augenblicken, die gewiß zu unsern reinsten und herrlichsten gehören. Nur leider, daß man sie nicht festhalten kann!

Liebes, teures Kind —! ich habe hier mit vielen Worten und ohne recht zu wissen, wie sie aufs Papier kamen, ungefähr das gesagt, was Du mir viel besser und einfacher mit wenig Zeilen sagst, aber nimm es hin als den wahrhaften Ausdruck meines Innersten, den vielleicht jedermann, nur Du nicht, der Übertreibung beschuldigen würde. Du bist das Einzige Wesen, das mich hierin ganz zu würdigen versteht; ich bin der Einzige, der das schöne Geheimnis Deiner Seele, Deines ganzen Denkens, Seins und Ausdrucks entschleierte, der den leisesten Laut Deines Gemütes auffängt, daß er zum vollschwellenden Gesange in mir aufgeht. Liebes Herz! Könnt ich jetzt, an Deinem Halse liegend, alles das zusammenfassen mit Einem Blick in Dein getreues Auge . . . !

An Luise Rau

Ochsenwang, den 22. Januar 1832.

Teures herziges Kind!

Ich weiß in der Tat selbst noch nicht, werde ich zuerst von mir oder von Dir, von uns beiden oder von meinem hiesigen Wohnsitz anfangen. Ich möchte hundert Dinge zugleich heraussagen, wie sie alle durcheinander in mir auf- und abgehen. Mein neuer Zustand erfüllt mich ganz und gar, und das Licht, das die letztverflossenen, unsäglich liebevollen Tage Deines Wiedersehens nun auf die freundliche Gegenwart herüber-

werfen, noch mehr die Aussicht, Dich in ganz ganz kurzer Zeit aufs Neue und in diesen traulichen Wänden zu begrüßen, zu umarmen, verbreitet einen so innig zufriedenen, seligen Reiz über meine einfach liebliche Umgebung, daß ich statt der Worte lieber ein paar schlichte Strahlen der schönen Sonne, wie sie soeben aus dem klarsten Himmel auf mein Papier fallen, an Dich senden möchte, um Dir einen Begriff von der Stimmung zu geben, die mich, solang ich nun hier bin, besitzt.

Es schlägt eben zwölf Uhr Mittag, ich habe gepredigt, zu Mittag gegessen und das Tischchen abräumen lassen. Ich kann, bevor die Kinderlehre anfängt, nicht unterlassen, dazwischen hinein ein wenig mit der Liebsten zu reden. Hätt ich Dich nur schon jetzt bei mir! Ich schwöre, es wäre Dir um kein Haar schlimmer zu Mute wie mir. So rein, so zärtlich, so kinderfroh kommt mir Alles, komm ich mir selber vor! Noch habe ich nicht die deutlichste Vorstellung von der Gegend und dem Dorf, das mich umgibt: ich kenne eigentlich nur diese hellen, geweißten Stübchen, die sich mir schon ganz zu eigen gemacht haben, und die nächste Aussicht von den Fenstern; ich weiß nur, daß ich unter treuherzigen, zutraunsvollen Menschen wohne, die ich, wie eine kleine Herde, bald werde überzählt haben; aber was mir ein ganz besonderes stärkendes Gefühl gibt, das ist, wenn ich mich recht verstehe, der zwar noch unsichere, aber ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe, worin ich mich befinde. Es fehlt wenig, so könnt ich mir einbilden, ich sitze auf dem Hospitium

vom Sankt Bernhard in einer warm geheizten Zelle oder im Knopf eines Münsters, nur daß ich nicht über die Plattform hinaussehe. Aber dem Reiher, dessen luftgewiegte Brust sich einer ganzen Welt mächtig fühlt, wenn er sich nun auf sein Felsennest niederläßt, muß es sein wie mir! Eine Ahnung des Lieblichen, was unter meinen Bergen, und des Schaurig-Großen, was um mich liegt, hatt ich beim Herauffahren. Einen prächtigeren Wechsel, als von Breitenstein aus sich auftut, kann es nicht geben. Es ist nur ein kleiner Gang von meinem Hause aus dorthin. Wie ausgelassen selig wollen wir beide uns mit Augen in dieses Meer der Landschaft stürzen! Ich fühle schon vom Zimmer aus, wie lieblich kontrastierend die Beschränkung dicht an eine wahre Unendlichkeit grenzt, wie nur ein Schritt von jener zu dieser ist.

Herz! und in vierzehn Tagen Du bei mir! Wie werden wir so heimlich unsre zwei Stühle zusammenrücken, während der Topf im Ofen singt, die Morgensonne Dir auf das Strickzeug in den Schoß scheint, die Eine Hand über Deine Schulter legend, mit der andern ein liebes Büchlein haltend und lesend, was Du willst, oder schwatzend, was Du willst! Und dann nach Tische ein Spaziergang, der uns die Gesichter auffrischt und die Gedanken klärt. Sodann der geruhige Abend, von keinem ungebetnen Gast gestört; man redet von alten und künftgen Zeiten, von Innerem und Äußerem. —

Und nachts, wenn Träume uns umschlingen,
Wird alles wie ein Lied verklingen. (Ludwig Bauer.)

Wir schlafen in zwei wohlseparierten Stübchen (weil wir ja bekanntlich bei Nacht uns eigentlich nichts angehn): aber der Mond, der hier offenbar ein ganz besonderes Licht hat, wird Dein Kissen so gut wie das meinige beschleichen, und die Träume kümmern sich ohnehin nichts um Schloß und Riegel. — Sage mir! läßt sich etwas Anmutigeres denken.

Und überhaupt, gibt es eine schönere Warte, von welcher aus man im weiten Württemberger Lande das Auge nach allen möglichen Vakaturen richtet, wie der Falk auf die Taube?

An Luise Rau

Ochsenwang, den 25. März 1832 (Sonntag Nachmittag).

Liebstes einziges Herzchen!

Eben komm ich von der Kinderlehr; ich habe kaum den Kirchenrock und die Stiefeln abgezogen, so sitz ich schon wieder an meinem treuen Pult, wo die Beantwortung dreier Briefe auf mich wartet und wiederum einmal eine starke Korrektur. — Eigentlich sollte dieser Quark zuerst beseitigt sein, eh ich mit rechter Lust Sinn und Gemüt nach Dir hinrichte. Doch sehn ich mich darnach, wie nach einem frischen Trunke zwischen der Arbeit.

Der Winter liegt uns wieder, seit heute Nacht, vor den Fenstern, die Sonne möchte gern scheinen und kann nicht, ein Vöglein singt auf dem nächsten Baum vor meiner Kammer:

Das ist nur Märzenschnee,
Der tut mir gar nicht weh;
Frühling ist nimmer weit,
Großmutter sagt' es heut.

Frühling und Liebe, das ist doch gewißlich wahr, stehn in einer Wahlverwandtschaft, die ich schon wieder durch alle Nerven spüre. Warum warst Du mein erster Gedanke, als gestern ein Kind uns einen Strauß frischer Schneeglöckchen brachte? — Sie stehen hier bei meinem Schreibzeug und ich pflücke Dir eins, eh ich den Brief nachher zusammenlege; eigentlich kommt es mir vor, als wollten sie alle zu Dir hin und seien nur für Dich gewachsen. Das Mädchen fand sie unter den Felsen des Breitensteins. Wär es nicht möglich, daß eine süße magische Erschütterung den Fels durchzuckt hätte, als Du neulich Deinen Fuß dort aufsetztest, und daß diese Knospen in jenem Augenblick zum ersten Mal sich öffneten? In Nürtingen sah ich neulich die ersten Veilchen, die Tante steckte sie mir auf den Hut. So reiste ich recht unterm Frühlingssegen; die Sonne brach einmal recht lebhaft vor, als wir vor Nürtingen draus waren, und ein Storch flog einmal über dem Gefährt hinweg. Erst in Nürtingen eigentlich war ich recht wach geworden. Der Weg von Grötzingen bis dahin flog mit Feld und Baum, mit Fluß und Häusern, nur wie ein Bild, wie der Schein einer wirklichen Welt an mir und unter mir weg — die paar Minuten in des lieben Denks Hause ausgenommen. — Es war eine dunkel-süße Flut unbestimmt ineinander fließender

Gedanken, auf welcher Dein Bildnis in aller Anmut der Gebärde, in allen Lagen der Vergangenheit, zuletzt auch gar der süßen hoffnungsreichen Zukunft, tausendgestaltig sich vor mir bewegte. Du könntest mich phantastisch nennen und an der Einfalt meiner Liebe zweifeln, wenn ich mit all den bunten Farben Dir beschreiben wollte, in was für Zaubergärten ich mit Dir, von seliger Wehmut wie mit berauschendem Blütenduft überschüttet, mich hin und wiederziehen ließ — Es gibt für mich kaum einen reizendern Genuß in der Liebe, als eben dies Gemisch von Wohl und Weh, wo die dämmernde Wolke so eines Abschieds den vollen Glanz des himmlischen Bewußtseins überschleierte, wie ganz, wie eigen man einander habe! —

— Genug! Du verstehst mich hierin.

Ich kehre wieder aufs platte Land zurück. In Kirchheim schickt' ich zu Abeles und auf die Post und blieb indessen vor dem Schloßgraben gemächlich in der Chaise sitzen. Noch bei sehr guter Tageszeit kamen wir in Bissingen an, wo wir die Menge Schachteln, Stockscherben und sonstige Haushaltungsutensilien, die uns in der Stadtschreiberei waren mitgegeben worden, einstweilen deponierten, bis sie den andern Tag sollten abgeholt werden.

Nun ging es bald zu Fuß die Steige hinauf. Der Hans mit den ledigen Pferden voran, man schnaufte absatzweise vier- bis fünfmal aus und ich sah mich schon zeitig nach der Buche um, wo ich — Du weißt schon was? — mit heißen Lippen erlöste, was dort wie im Banne gelegen, mich sehnsüchtig erwartete. — Es war

schon dunkel, als wir an Ort und Stelle anlangten. Meine liebe Mutter traf ich wohl im warmen Stübchen an. Ich bekam eine Lobrede für die zeitige Ankunft. Ich erzählte, was zu erzählen war, und hatte wie immer die Lieb' und Güte der Deinigen zu rühmen. Dir bind ichs auf, ihnen meinen wärmsten Dank zu wiederholen.

Ich schließe nun und drücke Dich ans Herz; Du könntests fühlen; wie!

Ewig und ganz Dein Eduard.

Laß mich bald auch ein Wörtchen von Dir sehen! Bald!

Die liebe Mutter grüßt aufs Liebevollste.

Gestern habe ich einen gar erfreulichen Brief über die guten Aspekten meines Romans erhalten.

An Margarethe von Speeth

Mergentheim, den 5. Juli 1846.

Gute Nacht, liebstes Hirschlein! Morgen schreibe auch ich. — Dies ist nur durch den Spalt der Kammertür — vielmehr des Wagenfensters — gesprochen. Ach können wir uns denn ins Bett legen, wenn wir denken, daß Du fährst und fährst, die ganze Nacht mit offenen Augen (wie Du uns ja sagtest!). Dem ungeachtet soll diese Dir gebotene Gute Nacht auf jede Weise an Dir in Erfüllung gehen, und wäre es auch nur durch gute friedliche und liebliche Gedanken, wovon weit über die Hälfte uns gehören soll! Gute, gute, gute Nacht!

Es ist morgens acht Uhr vorüber; wir tranken heute Wasser und kamen diesen Augenblick von unserm Gang nach Haus, den ich Ihnen in aller Kürze doch beschreiben muß, zumal er ganz in Ihrem Andenken gemacht wurde. Erst ging man links vor dem Wachbacher Tor in die Schatten der blühenden Lindenallee bis zu der steinernen Bank, um Ihre Bleistiftzüge aufzusuchen, die man mit Rührung zwar sogleich entdeckte, doch nur mit Mühe und nicht völlig mehr entzifferte: hier saßen wir zusammen am — wahrscheinlich am 21. Juni. Sodann an A.s Garten vorüber (wobei ein klein wenig über Madame räsonniert wurde) der Brücke zu, nach der Wolfgangskapelle, an deren Vorderwand und Türen wir die Kreuze von Ihrer lieben Hand zu unserm Leidwesen vergeblich suchten; so fort an der bewußten Weinbergsmauer hin, zur letzten Freundschaftsstation, welche mit C. G. E. bezeichnet war. Wir wiederholten uns im Weitergehen über den Steg und durch den Hofgarten so manches Ihrer Worte mit Lächeln und mit Seufzen, was Sie auf diesem oder jenem Wege gesprochen hatten; so einmal in der melancholischen Allee aus Anlaß der gefallenen Platanenblätter. Ein Fräulein R. und Frau von A., die uns begegneten, begrüßten Klärchen mit einer Art von Freundlichkeit, worin sich sicher etwas Mitleid mischte, weil man uns nur zu Zweien gehen sah. Denn „daß Fräulein Gretchen nach München verreiste", war gestern Abend schon wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt herum! Da muß ich denn nun gleich Einiges vom gestrigen Tage erzählen. Wir waren nach dem Abschied

schon zwei Schritte hinter Ihrem Wagen, als Ihr gutmütiger Kondukteur, etwas zurückbleibend und offenbar in unsern Augen lesend, uns zum Trost nachrief: „Das Fräulein hat es gut getroffen, sie wird eine recht schöne Reise haben: es fahren auch zwei Frauenzimmer mit bis Dinkelsbühl.“ Fürwahr, der Mann hat uns gerührt. Wir sahen bald darauf Ihr Tüchlein aus dem Wagen winken und kehrten uns noch lang nachher alle fünf Schritte einmal um und standen. Der Wagen sah, indem er so gemach den Berg anstieg, recht wie ein guter dicker Onkel aus, dem Wohlleben und Sicherheit deutlich auf dem Rücken steht. „Der“, sagte ich zu Klärchen, als ihr das Wasser in den Augen stand, „läßt unserem Schneckenbäzlein nichts geschehen!“ Wir gingen am Kirchhof vorüber (absichtlich, um durch das Igersheimer Tor herein zu kommen). Die schöne Linde (am Kirchhofstor), übervoll von Blüten, summte wie ein Bienenstock. Ich dachte über die Mauer hinweg an das Grab (des Bruders Joseph), von dem gewiß ein Segen für Sie ausgegangen ist, als Sie heut dort vorüberkamen! Daheim ließ man das zugedeckte Essen noch eine gute Weile stehen und fand es nachher doch noch warm genug. Ich ließ zu einem Fußbad für uns beide zwei Flaschen Wasser in die Sonne tragen, nach eineinhalb Stunden waren sie heiß, und ich konnte nach diesem Thermometer auf die Hitze schließen, von welcher unsre liebste Freundin zu leiden haben müsse. Klärchen, ehe sie das Wasser in ihre Schüssel ausgoß, sagte in ganzem Ernst wehmütig: „Ach, das tät meinem Gretchen jetzt auch wohl, wenn sie es mit mir hätte!

Ich mag es fast nicht brauchen.“ (Was für unbedeutende Dinge erzähle ich Ihnen, liebstes Herz! Aber in Kleinigkeiten zeigt sich ja eben das zumeist, was Ihnen wichtig ist.) Indessen war das Billet an Ihren Bruder Wilhelm längst durch Rosine besorgt worden. Unmittelbar darauf hörten wir ihn lebhaft oben auf und ab gehen, die Türen zuwerfen usw. (Bis hierher vor dem Frühstück geschrieben.)

Bestes süßestes Gretchen! Ich hatte vor, Ihnen auch ein Kapitelchen von dem, was ganz den Wald betrifft (d. h. uns drei), zu lesen, allein nach dem, was heute schon aus der obern Etage Alles an mich kam, ist mir der Kopf so voll lauter W(ilhelm), daß eine reine Herzensstimmung kaum mehr zum Worte kommen kann, und fast befürchte ich, daß auch Ihnen bei Lesung dieses Blättchens die leiseren Töne ganz von jenem Lärm verschlungen werden müssen. Wenn Sie aber in Ihrem stillen Zimmerchen allein bei Licht unsere Briefe zum zweitenmal lesen, da wünschte ich, Sie möchten etwas dem Ähnliches empfinden, was gestern mich im Innersten bewegte, als ich allein noch spät um neun Uhr, über den Taubersteg kommend, eine Zeitlang an das Geländer gelehnt, mich verweilte und das schöne schlängelnde Mondlicht im Wasser beschaute. Da dachte ich mit schmerzlichem Heimweh an unser Gretchen und hätte gerne gewußt, wo sie in diesem Augenblick sei, auf was ihr Blick sich richte, was sie denke? Adieu, adieu! Ewig Dein Eduard.

An Wilhelm Hartlaub

Stuttgart, Freitag, den 22. März 1867 (Kasimir).

... Die Zeitungen werden stets sehr fleißig, oft bis um elf Uhr nachts, von mir und Gretchen gelesen. Ich schrieb Dir bisher von Politicis kein „Sterbenswort", teils weil da überhaupt kaum anzufangen ist, teils weil ich Dich nicht unzufrieden machen wollte, da wir, wie ich wohl sehe, beinah konträrer Meinung sind. Nun aber soll Dir länger nicht verhohlen sein, daß sich schon seit dem vorigen Herbst mein Fähnlein stark nach Preußingen zu gedreht hat, daß ich über Bismarck anders denken lernte und mich einstweilen freue, daß doch einmal ein Deutschland nolens volens zusammenkommen soll. Was weiter not tut, wissen wir; dies aber m u ß und wird ja nach und nach auch werden! — Hab ich unrecht, so schadet es zum wenigsten der Sache nichts, da wir kein Haar dazu oder davon tun können. Inzwischen ist es jedenfalls ein Vergnügen, zu sehn, was die Herrn Thiers, Favre etc. für Grimassen drüber schneiden. Der Kaiserling (Napoleon III.) steht dabei so recht wie das Kindlein beim Dreck. Das gefällt Dir doch auch?

Mein Schreiben an Schwindium und seine Antwort schicke bald wieder. Desgleichen die Aushängebogen.

Tausend Grüße an Alle!

Dein treuer Eduard.

ADALBERT STIFTER

Wer in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Linzer nach ihrem Mitbürger Adalbert Stifter befragte, hörte aus ihrem Munde nur gute und rühmliche Dinge. Schon seine Anrede und sein Amt als k. k. Schulrat und Inspektor der Volksschulen kleideten ihn in eine nicht eben üppige, aber doch achtbare Würde. Auch an Vertrauensbeweisen und Ehrenämtern, an denen die Mittelstadt gern Rang und Verdienst eines Mannes ermißt, fehlte es nicht, und da sich sein Tun als Kunstvereinsvorstand und Berater des Statthalters ganz auf das abgeschiedene, friedliche Feld der schönen Künste beschränkte, gab es kaum eine Stimme der Mißgunst. Auch aus seinem häuslichen Leben ließ sich nur Angenehmes erzählen. Mit seiner Frau und einer Ziehtochter wohnte er in einem stattlichen Hause, in dessen Räumen der Kunstsinn des Mannes sich mit dem reinlichen Fleiß und der Ordnungsliebe der Frau zu behaglicher Eintracht verband. Schon beim Eintritt erfreuten schöne Teppiche und erlesene Bilder das Auge, das im Verweilen bei näherer Einsicht in die Glaskasten mit ihrem Spielwerk und ihren holden Gebilden aus Porzellan und Metall, bei der Betrachtung edelsten Hausrates, kunstreich geschnitzter Schränke und Schreine manches Kleinod entdeckte. Einen tieferen Griff in den Beutel hatte nur selten eine der Kost-

barkeiten gefordert, jede aber die innige Freude, das Sammlerglück und die geschulte Kenntnis des Malers. Wo das Bereich der Hausfrau endete, in dem Arbeitszimmer des Dichters, war es freilich um alle Ordnung getan. Hier, wo nicht nur geschrieben, sondern auch manche Hantierung getrieben, geschreinert, gehämmert, gemalt wurde, drängte sich vieles, vom Gartengeschirr bis zur Staffelei, auf engem Raume zusammen. Nur auf dem Fensterbrett, auf dem schmalen Steg in das Zauberland der Kakteen, waltete wieder die ordnende Hand. Als offenbare sich ihm die Natur erst ganz in ihren geheimnisvollen Gewächsen, versenkte er sich, ihr leidenschaftlicher Freund, in das verborgene Leben hinter der gnomenhaften Erscheinung. Wie auf ein Märchen, ungeduldig und voller Spannung, wartete er auf die Nacht, wo die Knospe sich auftat, die Blätter sich spalteten und aus dem Kelch das Wunder der Blüte erstrahlte.

So viel Liebe mochte dem nüchternen Bürger freilich schon schrullenhaft scheinen, wie er im stillen wohl auch über die Zärtlichkeit lachte, die der würdige Mann an seine Hunde vertat. Als dürfe er sich und seinem äußeren Menschen keine Pflege verstatten, ehe nicht für die Tiere gesorgt war, sah man ihn schon in der Frühe in Holzschuhen, Schlafrock und dem gestickten Hauskäppchen mit seinem Hund an der Donaulände spazieren, und auch am Abend, wenn er zur Flußbrücke kam und auf ihrer Mitte, die Arme verschränkt, im scheidenden Licht Wolken und Hügel beschaute, durfte der kleine Begleiter — Puzzi, der Seidenpinscher —

nicht fehlen und seinen säumigen Herrn kläffend zur Eile gemahnen.

Doch das waren, wenn man die Linzer vernahm, kleine Absonderlichkeiten in dem Bild eines Mannes, das im übrigen, unauffällig und schlicht, der überlieferten Norm eines Beamten entsprach. Der Untergebene, der in seiner Kanzlei mit seinem Anliegen vor ihm stand und in den Zügen des Vorgesetzten zu lesen versuchte, fand in dem heiter-behäbigen, vollen Gesicht, das ein schwarzer Haarkranz umrahmte, kaum eine Antwort. Der Dorfschullehrer und seine Kinder, in deren Klassenzimmer er trat, empfingen den breiten, stämmigen, schwer beweglichen Mann, dem man den Burschen vom Lande noch ansah, wie einen Großbauer, bei allem Abstand wie ihresgleichen. Ebenso leicht trug er, der nicht umsonst zweiundzwanzig Jahre in Wien verbracht und in den Salons des Hochadels wie in den Häusern der Künstler verkehrt hatte, auch die Last der Geselligkeit, die die Provinz von ihm forderte, und niemand, an dessen Tafel er saß, hatte in seiner Nähe über mangelnde Aufmerksamkeit und Unterhaltung zu klagen. Im ersten Rang des Landestheaters hatte er seine Loge, und wenn er auch, sehr im Gegensatz zu seiner Gattin, die keine Posse versäumte, nur selten erschien und sich bescheiden auf seinem Bänkchen im Hintergrund hielt, gab es doch Abende, die ihm wie „Figaros Hochzeit“ oder ein Gastspiel der Burg ein Feuer ins Herz strahlten, daß er begeistert zur Feder griff und in der „Linzer Zeitung“ jedermann von seiner Freude und Dankbarkeit mitgab.

Wie erstaunt und erbost aber wären wohl seine Linzer gewesen, hätten sie ihn nur ein einziges Mal über einem der Briefe ertappt, die er an seine Freunde schrieb. Als sei Linz nicht in Österreich, sondern am Pontus gelegen, und als esse er hier, im Lande des Weins und des Weizens, das bittere Brot der Verbannung, klagte er mit der Wehmut Ovids. „Ein kunst- und wissenschaftsloses Böotien" schalt er die Stadt, das unselige Linz, das schon Kepler und Mozart verkannt habe und sich auch seiner erst, wenn es zu spät sei, erinnere. Auch über sein Amt, um das ihn doch viele beneideten, sprach und schrieb er nur voller Verdruß. Statt sich der reichlichen Muße zu freuen, die ihm ein kurzer Vormittagsdienst für den Tagesrest gönnte, seufzte er über die Körbe voll Arbeit und ihre ständigen Händel: hier trinke ein Schulmeister Branntwein, da liege ein zweiter mit der Pfarrersköchin in Streit, dort wieder wollten die Bauern das Schulgeld nicht zahlen, und er sitze da und halte Gericht. „Indessen bin ich hier gefesselt, und die goldenen Körner der Stunden rinnen unaufhaltsam dahin und rollen in Staub und unfruchtbaren Sand." So haderte er mit dem Schicksal, das doch gut zu ihm war, und wurde nicht müde, Größeres, Schöneres von ihm zu fordern: für den Winter ein Wohnhaus in Wien und die Gesellschaft trefflicher Männer, im Sommer ein Landhaus, in seinen Fenstern Berge, Wolken und See, und einen Tageslauf nach seiner Wahl, vormittags schreiben, nachmittags zeichnen und lesen und sich am Abend in der Natur und im Garten ergehn.

Das war gewiß ein phäakischer Traum. Ihn zu denken, war schön, ihn zu nähren, gefährlich, ihn zu fordern, vermessen. Dennoch bestand der bescheidene Mann, der wortlos und tapfer an Schickungen trug, die empfindlicher schmerzten als die Enge der Umwelt oder die Bürde des Amtes, auf seiner Forderung als seiner guten und ehrlichen Sache. Denn nicht der Ehrgeiz, sondern der Tatengeiz war es, an dem sein Wunsch sich entzündete, nicht das Verlangen nach einem seligen, sondern nach einem sinnvollen Leben, und diesen Sinn gab ihm das Wissen um seine Bestimmung, das hohe Gefühl seiner Sendung. „Ich bin kein Goethe, aber einer aus seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften auf die Herzen.“ Das war sein Glaube und seine Rechtfertigung. Ihn dünkte sein Werk nicht deshalb gering, weil ihm augenfällige Inhalte, große Gestalten und Geschehnisse fehlten und er es vorzog, das Kleine zu bilden, von einfachen Schicksalen und gewöhnlichen Menschen, von Wolken und Gräsern, Tieren und Bäumen zu reden. „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers“, hatte er seinem Widersacher und stolzen Verächter Friedrich Hebbel erwidert, „das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer. Ein ganzes Leben

voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiter gelassenen Streben, halte ich für groß. Mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer." Nicht das Was, sondern das Wie gab den Maßstab, nicht das Große und Kleine des Inhaltes, sondern das Wahre und Schöne der Darstellung. Wahrheit und Schönheit aber empfing sie nur aus der Kraft der Gesinnung, aus der Tiefe des reinen Gemütes, aus dem Erkennen und Ehren des sanften Gesetzes der Gerechtigkeit und der Sitte.

„Ein Körnlein Gutes zum Bau des Ewigen beizutragen", das war die Absicht bei seinen Schriften. Als er fürchtete, in der Spannung der Zeit mit seinen Dichtungen kein Gehör mehr zu finden, hatte er nach einem anderen Wege, seinem Volk, seiner Gesittung und Bildung zu dienen, gesucht und geglaubt, ihn in dem Wechsel von Wien nach Linz, als Inspektor der Volksschulen für Oberösterreich gefunden zu haben. „Ich habe", so begründete er seinen Schritt, „seit vielen Jahren unaufhörlich wiederholt: einer der wichtigsten Männer im Staat ist der Landschullehrer, und die höchste Schule des Staates ist die Landschule." Aber sein Streben, Bildung und Auskommen dieser Männer, aus deren Stuben eine sittliche und verständige Jugend hervorgehen sollte, zu heben, scheiterte an der Unmög-

lichkeit, aus dem Winkel einer Kanzlei große Gedanken wirksam zu machen. Auf seinen Fahrten kam er in Schulhäuser, die nichts Besseres als verfallende Hütten waren, und zu Lehrern, die sich von Mesnerdiensten und am Freitisch der Bauern kümmerlich nährten. Enttäuscht und ernüchtert, suchte er sich seiner Zwangsarbeit zu entschlagen, alles beiseite zu lassen und mit ganzer Hingabe nur seinem Werke zu leben, „solange das innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe das Feuer des Alters auf die erloschenen Kohlen fällt". Tieferes, als er bisher mit seinen Studien und seinen Bunten Steinen geschenkt hatte, schlummerte noch in der Seele, das nicht erweckt werden konnte, weil es „mit holden Stimmen und göttlichen Klängen" gerufen sein wollte.

Wenn er damit die Hoffnung umschrieb, die seine Briefe ausmalten, die Wohnung in Wien, das Landhaus am See, das Leben unter Bäumen und Wolken, so blieb sie ein Traum. Anderes aber ging in Erfüllung. Die Staatsregierung zeigte sich großmütig und entband ihren ungeduldigen Diener mit einem hübschen Ruhegehalt und weit vor der Zeit seiner Pflichten. Sie gab ihm schon vorher, als Krankheit ihn plagte, reichlichen Urlaub, und wenn es auch nicht der eigene, oft erträumte Ruhesitz war, der ihn mit seinem Frieden umfing, war es doch ein Tuskulum, das ihm ans Herz wuchs. In seiner Heimat, am südlichen Fuße des Dreisesselberges, hatte ein Jugendbekannter ein geräumiges Haus, das geschätzte Gäste für Monate aufnahm. Unter seinem Dach, in der seelenberuhigenden, stillen-

den Einsamkeit des Bayrischen Waldes, bot sich die Einkehr, die ihm alles gab, was er suchte. Hier war die Luft fest und gesund wie Stahl, das Wasser aus dem Granit glashell und rein wie die Luft. Vor seinem Fenster lagen Häuser und Wiesen, Halden und Felder, Täler und Höhen in einer Mannigfaltigkeit, daß er sich kaum ersättigen konnte, und in den Scheiben spiegelten sich die weithin gehenden, ruhevollen, dämmernden Waldbänder. Wanderwege, einer lieblicher als der andere, führten durch Meilen der tiefsten Abgeschiedenheit, der schönste von allen zum Plöckensteinsee, dem Märchensee seiner Kindheit mit seinen stahlblau schimmernden Wassern. Zu seiner Rechten lag Oberplan, der trauliche Marktflecken, und an seinem Ausgang stand, mit Schindeln gedeckt, das Haus seiner Mutter — „ach, welch einer Mutter". Bis in sein dreiundfünfzigstes Jahr durfte er sich der „unaussprechlich holden Gewohnheit", noch eine Mutter zu haben, erfreuen, sie lieben und ehren wie einen seltenen Menschen und ihr, die nach seinem dankbaren Wort den Sonnenschein ihres Herzens über so manchen Teil seiner Schriften geworfen, auf der Ofenbank von seinen Büchern, die selbst der Kaiser in Wien gnädig belobte, erzählen.

Welch leuchtende Bahn ihnen in Wahrheit beschieden war, das sollten freilich weder die Mutter noch er selbst im Leben erfahren. Unbemerkt kommt nach einem Wort Wilhelm Raabes alles, was Dauer hat in dieser wechselnden, lärmvollen Welt, und auf leisen Sohlen wandelt die Schönheit. So mußten Jahrzehnte

vergehen, bis der „Nachsommer“, den Friedrich Nietzsche als erster in seiner ganzen Bedeutung erkannte, und „Witiko“, der große Roman aus der Geschichte der böhmischen Heimat, eingingen in den Besitz des Volkes. Was er uns allen bedeutet, hat vielleicht niemand schöner als Peter Rosegger, der noch die Wallfahrt zu Adalbert Stifter antreten durfte, gesagt: „Stifter söhnt seine Leser aus mit der Welt, haben sie sich grollend von ihr gewendet. Er legt den milden Sonnenschein auf die Menschen und auf die Natur. Man labt sich an seiner Milde und Ruhe und Liebe und wird im Lesen ein anderer Mensch.“

NACHSOMMER

(Aus Schriften und Briefen Adalbert Stifters)

Die Familie ist es, die unseren Zeiten not tut, sie tut mehr not als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel, Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint. Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat. Wenn Ehen nicht beglücktes Familienleben werden, so bringst du vergeblich das Höchste in der Kunst und Wissenschaft hervor, du reichst es einem Geschlechte, das sittlich verkommt, dem deine Gabe endlich nichts mehr nützt und das zuletzt unterläßt, solche Güter hervorzubringen. Wenn du auf dem Boden der Familie einmal stehst — viele schließen keine Ehe und wirken doch Großes —, wenn du aber auf dem Boden der Familie einmal stehst, so bist du nur Mensch, wenn du ganz und rein auf ihm stehst. Wirke dann auch für die Kunst oder für die Wissenschaft, und wenn du Ungewöhnliches und Ausgezeichnetes leistest, so wirst du mit Recht gepriesen; nütze dann auch deinen Nachbarn in gemeinschaftlichen Angelegenheiten und folge dem Rufe des Staates, wenn es not tut. Dann hast du dir gelebt und allen Zeiten. Gehe nur den Weg deines Herzens wie bisher, und alles wird sich wohl gestalten.

*

Der erste Schmerz über den Hingang eines geliebten Hauptes ist so groß, so selbstberechtigt und, lassen Sie es mich hinzusetzen, ein solches Heiligtum, daß man es

nicht berühren muß. Es soll wirken, es soll das Herz ergreifen, ja, es durchwühlen; denn er macht es auch besser, er reinigt es, er zieht seine schlummernden Tugenden groß. Der Schmerz ist ein heiliger Engel, und durch ihn sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt.

*

Wie es sein wird, wenn wir die Grenze dieses Lebens betreten haben, wenn sein letzter Atemzug vorbei ist — wer kann es sagen? Daß alles, was göttlich ist, nicht untergehen kann, ist gewiß: geht doch nicht einmal ein Sandkorn verloren, nicht einmal ein Wassertropfen, wir wissen es und wir sehen es, daß beides nicht Nichts werden könne, sondern daß es nur die Gestalt wechselt, was wir ja auch tun, nur langsamer und nicht so sichtlich, wie es bei einem Wassertropfen oft der Fall ist, der als Dunst in die flüssige Luft geht. Das Sterben ist wie das Geborenwerden für uns die erste auffällige Veränderung. Bei der Geburt sehen wir plötzlich den neuen Menschen, wir glauben ihn in dem Augenblicke entstanden, weil er für unser Auge da ist; aber der Beginn seiner Entstehung liegt anderswo und ist so unscheinbar und klein, daß ihn kein menschliches Werkzeug der Wissenschaft entdecken kann. Könnte es mit dem Sterben nicht auch so sein? Nur e i n Augenblick des Sterbens ist für uns sichtbar, das Aufhören des Atems. Stirbt der Mensch nicht unausgesetzt jahrelang vor seinem Tode, ja seit seiner Geburt? — und lebt er nicht auch nach dem Aufhören des Atems wer weiß wie lange? Das gilt sogar von dem allmählichen Übergange

des bloßen Stoffes. — Was in uns denkt, fühlt, liebt, haßt, Gott anbetet, ins Jenseits übergreift, ist sogar ein ganz und gar Unwandelbares und kann nur mehr oder minder von Einflüssen gehemmt oder gefördert werden. Es i s t , wir können sein Nichtsein nicht denken und heißen es in höchster Fülle Gott. Wie dasselbe ohne menschlichen Körper ist, können wir nicht fassen, weil wir nur durch den Körper fassen, wie der, welcher von der Seite eines Berges sieht, nie, solange er sich dort befindet, sehen kann, was hinter dem Rücken des Berges ist; aber was es auch sein möge hinter jener Grenze, die unsere Augen schließt: es ist das Beste, Herrlichste und Weiseste, dessen dürfen wir gewiß sein, das lehrt das Stück Leben, welches wir D i e s s e i t s nennen, hinreichend, unsere Vernunft kann es nicht anders vorstellen, und Gott wäre nicht Gott, wenn es anders wäre.

*

Es ist etwas Tiefes und Ergreifendes in ihnen (den Edelsteinen), gleichsam ein Geist in ihrem Wesen, der zu uns spricht, wie zum Beispiel in der Ruhe des Smaragdes, dessen Schimmerpunkten kein Grün der Natur gleicht, es müßte nur auf Vogelgefiedern wie das des Kolibri oder auf den Flügeldecken von Käfern sein — wie in der Fülle des Rubins, der mit dem rosensamtnen Lichtblicke gleichsam als der vornehmste unter den gefärbten Steinen zu uns aufsieht — wie in dem Rätsel des Opals, der unergründlich ist — und wie in der Kraft des Diamantes, der wegen seines großen Lichtbrechungsvermögens in einer Schnelligkeit wie der Blitz den Wechsel des Feuers und der Farben gibt,

den kaum die Schneesterne noch der Sprühregen des Wasserfalles haben. Alles, was den edlen Steinen nachgemacht wird, ist der Körper ohne diesen Geist, es ist der inhaltleere, spröde, harte Glanz statt der reichen Tiefe und Milde. Die Perle ist kein Edelstein, gesellt sich aber im Gebrauche gern zu ihm. In ihrem äußeren Ansehen ist sie wohl das Bescheidenste; aber nichts schmückt mit dem so sanft umflorten Seidenglanze die menschliche Schönheit schöner als die Perle.

*

Unter den Büchern waren auch solche, in denen Schwulst enthalten war. Sie gaben die Natur in und außer dem Menschen nicht so, wie sie ist, sondern sie suchten sie schöner zu machen und suchten besondere Wirkungen hervorzubringen. Ich wendete mich von ihnen ab. Wem das nicht heilig ist, was ist, wie wird der Besseres erschaffen können, als was Gott erschaffen hat? In der Naturwissenschaft war ich gewohnt geworden, auf die Merkmale der Dinge zu achten, diese Merkmale zu lieben und die Wesenheit der Dinge zu verehren. Bei den Dichtern des Schwulstes fand ich gar keine Merkmale, und es erschien mir endlich lächerlich, wenn einer schaffen wollte, der nichts gelernt hat.

*

Die Jugend sieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, diese verhüllt die Mängel und ersetzt das Abgängige. Sie dichtet in das Kunstwerk, was im eigenen Herzen lebt. Daher kömmt die Erscheinung, daß Werke von bedeutend verschiedener Geltung die Jugend auf gleiche Art ent-

zücken können, und daß Erzeugnisse höchster Größe, wenn sie keine Widerspiegelung der Jugendblüte sind, nicht erfaßt werden können. In dem Alter werden selbst solche Glanzstellen der Jugend, die schon sehr ferne liegen, wie etwa die Sehnsucht der ersten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenlosigkeit oder wie die holde und berauschende Seligkeit der Jugendliebe, oder die Träume künftiger Taten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches, erst kommendes Leben oder wie das erste Stammeln in irgendeiner Kunst, von dem Greise in dem sanften Spiegel seiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jünglinge, der sie in dem Brausen seines Lebens überhört, und an der grauen Wimper mag manche beseligendere und mitunter schmerzlichere Träne hängen als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings springt und keine Spur hinterläßt. Ich lese jetzt selten mehr die größten Geister im Zusammenhange — mit kleineren tue ich es wohl, weil sie in einzelnen Stellen wieder bedeutend sind —, aber ich lese immer in ihnen und werde wohl bis zu meinem Lebensende in ihnen lesen. Sie begleiten mich mit ihren Gedanken wie mit großen Erquickungen durch den Rest meines Lebens und werden mir wohl, wie ich ahne, an der dunklen Pforte Kränze aufhängen, als wären sie von meinen eigenen Rosen geflochten.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, trat ich in der Nacht an das Fenster und blickte gegen den Himmel. Es stand kein Mond an demselben und keine Wolke, aber in der milden Nacht brannten so viele

Sterne, als wäre der Himmel mit ihnen angefüllt und als berührten sie sich gleichsam mit ihren Spitzen. ... Wie es sonderbar ist, dachte ich, daß in der Zeit, in der die kleinen, wenn auch vieltausendfältigen Schönheiten der Erde verschwunden und sich erst die unermeßliche Schönheit des Weltraumes in der fernen, stillen Lichtpracht auftut, der Mensch und die größte Zahl der andern Geschöpfe zum Schlummer bestimmt ist! Rührt es daher, daß wir nur auf kurze Augenblicke und nur in der rätselhaften Zeit der Traumwelt zu jenen Größen hinansehen dürfen, von denen wir eine Ahnung haben und die wir vielleicht einmal immer näher und näher werden schauen dürfen? Sollen wir hienieden nie mehr als eine Ahnung haben? Oder ist es der großen Zahl der Menschen nur darum bloß in kurzen, schlummernden Augenblicken gestattet, zu dem Sternenhimmel zu schauen, damit die Herrlichkeit desselben uns nicht gewöhnlich werde und die Größe sich nicht dadurch verliere? Aber ich bin ja wiederholt in ganzen Nächten allein gefahren, die Sternbilder haben sich an dem Himmel sachte bewegt, ich habe meine Augen auf sie gerichtet gehalten, sie sind dunkelschwarzen gestaltlosen Wäldern oder Erdrändern zugesunken, andere sind im Osten aufgestiegen; so hat es fortgedauert, die Stellungen haben sich sanft geändert, und das Leuchten hat fortgelächelt, bis der Himmel von der nahenden Sonne lichter wurde, das Morgenrot im Osten erschien und die Sterne wie ein ausgebranntes Feuerwerksgerüste erloschen waren. Haben da meine von Nachtwachen brennenden Augen

die verschwundene stille Größe nicht für höher erkannt als den klaren Tag, der alles deutlich macht? Wer kann wissen, wie das ist? Wie wird es jenen Geschöpfen sein, denen nur die Nacht zugewiesen ist, die den Tag nicht kennen? Jenen großen wunderbaren Blumen ferner Länder, die ihr Auge öffnen, wenn die Sonne untergegangen ist, und die ihr meistens weißes Kleid schlaff und verblüht herabhängen lassen, wenn die Sonne wieder aufgeht? Oder den Tieren, denen die Nacht ihr Tag ist? Es war eine Weihe und eine Verehrung des Unendlichen in mir.

*

Ruhm ist etwas so Eitles und kurz Dauerndes, daß das Streben danach nur einem niederstehenden Geiste zukömmt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein Hoherpriester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe; aber guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzuteilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser zu treten, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegenkömmt und sich als Frucht

meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohltuender als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken; namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünstelten Gemütern; denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die fest gegründete Erde nicht verachten, sich immer praktischem Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schwestern selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer, opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden, geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.

*

Wenn die Frauen einige Zeilen an mich senden wollen, so sollen sie nur denken, daß es ein so einfacher Mensch ist, an den sie schreiben, als sie sich immer nur vorstellen können, ein Mensch, der am liebsten mit Kindern umgeht und bei den andern um nichts frägt, als wie gut er ist.

*

Des ersten heftigsten Schmerzes über den Tod meiner Mutter bin ich durch Vernunft, und ich kann sagen, durch mein religiöses Gefühl, das ich durch Umgang mit der Natur und durch Erfahrung im Menschenleben zu einer bedeutenden Höhe ausgebildet habe, bald Herr geworden. Diese Art Schmerz springt an einen heran wie eine Schlange, und ich besonders, der ich in

reiferen Jahren (mein Vater starb, da ich elf Jahre alt war) nie einen großen Verlust dieser Art erlitten hatte, war fast wehrlos dagegen. Aber ich ermannte mich gegen ihn und überwand ihn. Allein, was nachher kam, war fast noch übler. Ich sprach, ich besuchte Leute, ich scherzte und lachte sogar; aber ich war in einer düstern Leere und Öde, die gar drückend wurde und gegen die nichts vorgekehrt werden konnte. Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und meiner Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutseligkeit, sowie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft, was sich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Priester und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus den benachbarten Dörfern zahlreiche Menschen zur letzten Ehrbezeugung herbeikamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen.

*

Geliebteste teuerste Gattin!

Die größte Freude, welche Du mir zu dem heutigen Tage, dem Jahrestage unserer Vermählung, hättest machen können, hast Du mir durch einen Brief gemacht, welcher die Worte enthält, die Dir Dein Herz

zur Erinnerung an jene Stunde eingab, in welcher wir den Ehebund für dieses Leben schlossen ... Du sprichst die Hoffnung aus, daß auch ich jetzt noch so denke wie an jenem Tage. Wohl denke ich noch so, alles ist auch mir noch klar und deutlich, wie es gewesen ist; aber mein Gefühl hat sich sehr geändert, es ist um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöschlicher geworden; mit jedem Tage, seitdem wir verbunden sind, ist meine Liebe zu Dir gewachsen, und ich empfinde es, sie wird bis zu meinem Tode wachsen. Wenn Du Gott anrufst, daß er uns noch eine Zeit vereint miteinander leben lassen möchte, so ist das auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels. Das Herz der teuren Gattin, das Herz des Gatten ganz sein nennen zu können, in einem Herzen sich einzig und ohne Ende geliebt wissen, ist doch das süßeste Glück dieser Erde, und alles, was man an Taten und Gesinnungen sich unterfängt, ist doch zuletzt eitel Stückwerk, so wie es zuletzt doch auch nur Stückwerk und Flickwerk sein wird, was ich in diesem Leben hervorzubringen gestrebt habe ...

Ist es nicht töricht, ich alter Mann schreibe an eine Gattin, die mir vor neunundzwanzig Jahren angetraut war, Liebesbriefe, wie sie kaum ein Jüngling an seine holde Braut schreibt. Gott besser's. Aber er wird es hoffentlich nicht bessern, und es wird immer ärger werden. Was weiß auch so ein gelbschnabliger Jüngling, der in die roten Lippen und in die braunen Augen eines Mädchens vernarrt ist, von der Güte, Treue, Rechtschaffenheit eines Herzens, das man neunund-

zwanzig Jahre haben muß, das recht wie Stein und Bein in unser eigenes Herz hineinwächst. Darum wird die Liebe in dem noch höheren Alter noch höher werden. Ich bitte Dich, sieh auf Deine Gesundheit, bewahre Dein Leben für mich wie ich das meine für Dich bewahre. Gott hat uns in der Gegenseitigkeit unserer Herzen ein großes Glück gegeben.

*

Dann richtete ich das Rohr auf das Haus unserer Wohnung, und zwar auf die Fenster unseres Speisezimmers. Alles war so deutlich, daß man die Schrift auf dem Schilde sah. Dort, dachte ich, schlägt das gute Herz, das dein ist, wie es leibt und lebt, dein für dieses ganze Erdenwallen und dein vielleicht für die ganze Ewigkeit. Wie hat Gott den Menschen beglückt, daß er ihm gab, Liebe empfinden und Liebe schenken zu können. Aber was sage ich: den Menschen? Die ganze Welt ist auf Liebe aufgebaut, ein Meer von Liebe ist alles.

*

Die Welt ist gefüllt mit der Schar der Gleichgültigen oder gar Rohen in bezug auf alles Große, mit den sogenannten guten Menschen, die niemandem weh und niemandem wohl tun, mit einigen Geschäftsmännern, mit einigen, die mit Krieg und Frieden spielen, mit Künstlern, die in hohen Schwärmereien leben, mit Gelehrten, mit Charaktermenschen, mit Weisen und mit Toren — und da ist das Beste die Erquickung an einzeln stehenden, großen und guten Menschen, die Liebe zu ihnen, das Aufschauen zu diesen Säulen, und das

Empfinden, daß der Mensch etwas Erhabenes ist — und nach diesem ist das Beste die Neigung und Liebe der Menschen zueinander, die gut sind, ohne Gründe.

*

Meine Kaktus machen mir heuer weniger Freude als sonst, da sie das ungleiche und daher ungünstige Wetter sehr empfinden. Sie blühen nicht so reichlich wie sonst. Nur zwei Stücke Echinopsis multiplex, die sonst sehr schwer blühen, hatten heuer die Laune, fünf unsäglich prachtvolle Blumen auf einmal zu bringen (sie öffneten sich alle fünf an einem Abende). Die Blume ist blaß rosenrot-bläulich, thront auf hohem Stengel und hatte drei Zoll zwei Linien Durchmesser. Der Anblick der fünf palmartigen Blumen, die vor einem Spiegel standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus Tausendundeiner Nacht ...

*

Baronin Amélie von Hendel erzählt:

Stille Nacht im stillen Linz, jedermann in Schlaf versunken. Zwei Uhr mag's gewesen sein. Da wird an unserer Tür Sturm geläutet. Mein Mann öffnet das Fenster. Stifters Stimme tönt herauf: „Sag Deiner Frau, daß der größte Kaktus (nach seinem botanischen Namen hab' ich nie gefragt) aufblüht! Kommt!" — Ich war schneller fertig als mein Mann, Stifter wartete auf mich, und wir rannten durch die dunklen Gassen. Seit Tagen hatte die geschlossene Knospe des Kaktus uns beschäftigt wie ein Geheimnis. Nun stand die Pflanze auf dem Tische, von Lichtern umringt, wie auf einem Altare.

Gottlob, auf uns zwei hatte sie gewartet. Mein Mann kam ein bißchen zu spät, denn nun spalteten sich die Blätter, erst ein ganz klein wenig, dann von Minute zu Minute mehr, dann quollen rotgoldene Staubfäden aus dem Kelche, die Knospe war Blume geworden. Die Blume war wunderbar schön, und wir staunten sie an; aber der ersten Regung des Werdens, dem Sichöffnen der Knospenlippen hatten wir atemlos gelauscht, als könnten wir sie hören, die Stimme der Natur.

Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842.

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Fruchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsternis ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um soundso viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn und wegen der Achsendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrigbleibt und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis

wieder am andern Ende die Sonnensichel erscheint und wächst und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tag anschwillt —, dies alles wußte ich im voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand und die Erscheinungen mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert wie in diesen zwei Minuten, es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinausschwellen — ein solcher Komplex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserm Herzen zum unbegreiflichen Wunder auftürmt. Vor tausendmal tausend Jahren hat Gott es so gemacht,

daß es heute zu dieser Sekunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt und die Sekunde angesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Sekunde gegen die Sonne, und s i e h e : e s k o m m t — der Verstand triumphiert schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der Tat, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht vorausgewußt und was millionenmal mehr wert ist, als was der Verstand begriff und vorausrechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: Ich bin — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet". — Das Tier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich in jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindungen nachzumalen und festzuhalten, insofern dies eine schwache menschliche Feder überhaupt zu tun imstande ist.

Ich stieg um 5 Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Übersicht nicht nur

über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe, bis zum fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die fast greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühl schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch am südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Teile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große blaue Inseln durchblicken. Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußersten Spitze des Stephansturmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne

schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabgeschüttet, ohne daß einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man sie mit dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rote oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel — empfing sie den sanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt" riefen nun auch die, welche bloß mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinaufschauten — „es kommt", und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erste seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Sekunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. Man wende nicht ein, die Sache sei ja natürlich und aus den Bewegungsgesetzen der Körper leicht zu berechnen; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab, frägt nichts nach solchen Rechnungen, sie ist da, weil sie da ist, ja sie ist trotz der Rechnungen da, und selig das Herz, welches sie empfinden kann; denn nur dies ist Reichtum, und einen andern gibt es nicht — schon in dem ungeheuren Raume des Himmels wohnt das Erhabene, das unsere

Seele überwältigt, und doch ist dieser Raum in der Mathematik sonst nichts als groß. Indes nun alle schauten und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte und sich auf dies und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephanstürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich versiege: dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche eine Finsternis oder vielmehr ein bleigraues Licht wie ein wildes Tier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefschwarze, vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde türmen.

Endlich wurden auch auf der Erde die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über die Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltlos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — erschütternd war dieses allmähliche Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröte; wie geisterhaft ein Abendwerden ohne Abendröte sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde, gelbrote Finsternis, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer wie ein wesenloses Schattenspiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg aufs höchste

— einen Blick tat ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; so schmal wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle andern die Sonnengläser weggetan und bloßen Auges hinaufschauten — sie hatten auch keines mehr nötig; denn nicht anders als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Augenblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah“ aus aller Munde, und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmähliche Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen und bloß mißfärbig gewesen

waren, machten sich nun geltend und schauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller schöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinanderbrechend, nicht anders, als gösse die obenstehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinanderspritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über dem Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittels dessen wir sahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über die Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand und jedes Auge schaute zum Himmel — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines Riesenkörpers, unsere Erde. — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das

uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen und das unsern Erdball mit solchen Schaudern zittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Tau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Tiere entsetzten sich; was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: Die Finsternis, wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen — aber auch eine solche Erhabenheit, ich möchte sagen Gottesnähe war in der Erscheinung dieser zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müsse er irgendwo stehen. — Byron war viel zu klein — es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Toten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unartikulierte Laute der Bewunderung und des Staunens: der eine hob die Hände empor, der andere rang sie leise vor Bewegung, andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere im Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann hat mir später gesagt: daß ihm die Tränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für

übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Gesehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine teuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind Deine Werke, wie sind wir Staub vor Dir, daß Du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichtteilchens vernichten kannst und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!"

Aber wie alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles sei wie früher. Gerade, da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!" — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am oberen Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt wieder — er drängte sich hervor, dieser Tropfen, wie wenn die Sonne selber darüber froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte zu rufen: „Ach!" bei dem ersten Blitz

des ersten Atomes war die Larvenwelt verschwunden und die unsere wieder da: und das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren wieder grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das miteinander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Tiere empfanden es; die Pferde wieherten, die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich tun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltiertesten Gesprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden

und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne, holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder an sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch Dichtkunst, noch von irgendeiner Naturerscheinung oder Kunst so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen ausschließlich mit der Natur umgegangen und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.

WILHELM RAABE

Man hat uns von Wilhelm Raabe bereits so vieles erzählt, daß man noch heute, wenn er noch lebte, ohne Steckbrief und ohne Photographie von ihm nach Braunschweig reisen und ihn dort mitten unter fremden Leuten und in fremden Straßen wie ein Männlein aus einem Vexierbild heraussuchen möchte. „Da ist er schon", würden die einen dann sagen und ihn an seinem großen, grünen, hochgetürmten, tiefgebeulten Kalabreser aus dem Meer der Mützen, Zylinder und Kappen, das durch die Straßen von Braunschweig nicht anders als die von Breslau flutet, zu sich emporziehen. Denn wie der Meister Wilhelm Raabe so war auch sein Hut nur einmal auf der Welt. Vielleicht war die Tiara eines mittelalterlichen Papstes noch spitzer und höher, die Kopfbedeckung eines Abruzzenräubers zur Garibaldizeit noch kühner und krummer gewesen. Aber so fromm und kühn zugleich, so kerzengrad und doch so schief war nur der eine Hut, der dreißig Jahre lang mit diesem alten Herrn durch diese alte deutsche Stadt spazieren lief.

Andere würden vielleicht anders auf die Suche gehn. „Heureka, wir haben ihn!", so würden sie rufen, wenn sie im Dunkel der Sofaecke wie einen Schmetterling an grauem Gemäuer den bunten Schlafrock plötzlich erblickten, in den der frierende alte Herr sich einstens

eingedreht und wie ein Sultan eingewickelt hat. Wohl umstanden auch ihn die Plüschsofas, die Ledersofas und die tiefen, tantenhaften Kanapees, wie sie die Kleinstadtmode in die Bürgerhäuser trägt. Wohl umdrängten auch ihn die weisheitschweren, von Bücherstaub erfüllten Regale, die in den Zimmern der Professoren bis zur Decke anklimmen. Aber über Plüschsofas und Ledersessel wehte wie der Märchenwind der bunte Mantel, der die Ordenstracht des Künstlers war. In ihm streifte er, so oft er durch sein Arbeitszimmer kam, an seinen grauen, staubigen Büchern wie Rübezahl an seinen Bergen vorüber. Geschichtsbücher waren dann plötzlich in grüne Geschichten verzaubert und Quellen des Schönen entströmten der Chronik vergangener Zeiten.

Nun hatten die Jahre den Alten von Braunschweig freilich fast schon eingeschneit und ihm den Weg vom Schreibtisch zu den Büchern fast verweht. Nun saß der weiße, alte Herr den lieben langen Nachmittag im Lehnstuhl da, sah, was mit der Post von nah und weit an Grüßen und an Wünschen ihm durchs Fenster flog, und las ein Stündlein lang im Seneka und Cicero, bis daß die Dämmerung den Vorhang sacht hinunterließ. Dann lösten die Gedanken sich und schweiften in die Welt hinaus. Wie war es doch so sonderbar, aus dieser Stube in die Welt zu sehn. Als spiele sie dem, der die „Chronik der Sperlingsgasse“ geschrieben, zu Preis und Ehren ein Stück, so hatte die Kleinstadt ihre Kulissen um diesen Poetenwinkel geschoben. Aus alten Großmutteraugen blinzelten die Häuschen hinüber, und

schräge Dächer rutschten tief in ihre Stirn. Doch über sie hin sah ein anderes Deutschland: dort aus der Erde wuchs Lessings Schatten, und drüben unter dem Hügel lagen die Schillschen Soldaten begraben. Lessing und Schill: war es nicht so, als sprenge die Kraft ihres Namens die engen Wände, die niedrigen Dächer, die kleine Stadt, und die Geister des leidenden, streitenden, siegreichen Deutschland brausten im Sturmwind vorüber? Ja, es war schon ein eigen Ding um diesen Blick, der aus der engen Leonhardtstraße zu Braunschweig sich plötzlich in ewige Weite verlor, und wer ihn vom Schreibtisch Wilhelm Raabes aus tat, glaubte den Sinn und das Abbild all seines Dichtens in ihm zu erkennen: den Blick in die Gasse, der doch in die Ewigkeit führt und in das Sternenlicht mündet.

So hatte das Schicksal den Jüngling einst durch eine Gasse hinaus in die Stadt und, ohne daß er es wußte und ahnte, zu goldenen Himmelstoren geführt. Er hatte den Alltag der Spreegasse zu Berlin und doch den ewigen Sonntag seiner „Sperlingsgasse“ geschrieben. Lockte es nicht, noch einmal den Wanderschuh des Poeten zu nehmen, die Leonhardtstraße hinabzugehn, bis er auf die große Menschheitsstraße kam, die an allen Türen und Türmen der Städte vorüber über den weiten Erdball führt? War es so schwer, ein Stündlein am Tag sich an den Schreibtisch zu zwingen? Baten, bettelten die Freunde nicht ständig darum?

Dann kannten sie eben den harten, niedersächsischen Schädel des alten, eigensinnigen Knaben noch immer nicht ganz. Wußten sie denn immer noch nicht, daß er

am achten September 1901, Glockschlag zwölf, seinen Abschied als Poet genommen? Damals — er wanderte just an diesem Tag vom siebzigsten ins einundsiebzigste Jahr — hatten sie ihm eine Ehrenpforte erbaut, so glänzend, so groß, daß alle Dächer von Braunschweig unter den Fahnen versanken. Da hatte er ihnen und sich das Späßlein gegönnt und war als feierlicher Jubelgreis in Frack und Zylinder, wie das Gesetz es befahl, durch diese „Porta Corvina" geschritten. Aber dann war er auch ihnen ein für allemal entwischt: noch in der Haustür hatte er den Festtagsfrack mitsamt dem großen Zylinder an den ersten Nagel gehängt, das Großvaterkäppchen in seine weißen Haare gedrückt und die lange Pfeife aus dem Schrank geholt. „Schriftsteller a. D.", das war fortan die Anrede, die ihm gefiel. Ob er es nun bis zum Hauptmann, bis zum Major oder gar bis zur Exzellenz in seinem Stande gebracht, darüber mochten andere streiten. Drüben im Elysium mochten sie dereinst über den Rang, den er auf Erden erstritten, entscheiden und die rechten Achselstücke auf seinen Waffenrock nähen. Hienieden aber blieb die Uniform im Schrank, der Federhalter tief im Pult. Kein Einfall, und sollte er noch so köstlich sein, durfte ihn mehr frühmorgens aus den Federn treiben, kein Besucher am Nachmittag ihn stören. Nun war er sein freier Herr.

Aber war er nicht doch auch wieder sein Sklave? Hatte er sich nicht mit fast kanzlistenhafter Pünktlichkeit daran gewöhnt, zu der und jener Stunde dies und das zu tun? Wenn drüben in Wolfenbüttel der Schul-

rat Brandes um elf Uhr morgens die Taschenuhr zog, dann wußte er doch ganz genau: jetzt hatte die Sekunda in Braunschweig den Plötz, die Tertia in Blankenburg den Cäsar und Freund Raabe die zweite Tasse Kaffee vor sich stehn. Ja, eher war es möglich, daß der Probandus Müller statt in die Prima in die Tertia ging, als daß die Raabin nicht zur rechten Zeit mit ihrem Tränklein auf der Schwelle stand. Und eher stellte am Samstag nachmittag der Schaffner auf der Straßenbahn, die zwei Uhr dreißig vom Augustator zu Braunschweig nach dem Weghaus fährt, den Minutenzeiger um ein weniges zurück, als daß er ohne den gewohnten Fahrgast Wilhelm Raabe das Signal zur Abfahrt gab. Mochte Königsberg noch heute jene königliche Pünktlichkeit Immanuels des Großen preisen: wenn aus der Dämmerung der grüne Kalabreser tauchte und der graue Fransenschal am Markt vorüberflatterte, dann wußte auch in Braunschweig jedes Kind, daß es soeben sieben schlug und Raabe in den „großen Klub“ zum Zeitungslesen ging.

Niemand drehte sich dort nach ihm um, und niemand redete ihn an. Hier war es still, und keiner wagte, die Stille zu stören. Dicht wie die Spatzen saßen die Bürger allhier in ihrem Telegraphennetz, durch das die Welt mit ihren Neuigkeiten summt. Jeder horcht anders hinein, und jeder glaubt anders zu hören. Doch mit der Weisheit des Raaben lauschte der eine inmitten der Neugier der Spatzen. Er liebte beides: die Dorfzeitung, die aufmerksam und genau die umgeworfenen Telegraphenstangen, die losgerissenen Stiere und die

gestorbenen Schulzen der Umgegend zählt, wie das mächtige Weltblatt, das sich für oder gegen Bismarck ereifert. Und es war schwer zu erraten, auf welchen Blättern sein Auge mit größerer Andacht verweilte: auf dem kleinen Weserblättchen, das im heimatlichen Eschershausen der Schreibwarenhändler im Schweiße seines Angesichts einmal wöchentlich mit Schere und Kleister klebte und schnitt, oder auf dem Berliner Journal, das die Tagesgrößen an seinem Tisch versammelte. Der Name Raabe schien hüben wie drüben gleicherweis fremd. Am Amtsgericht zu Eschershausen war längst ein anderer Aktuarius in Amt und Würde da. So wußte das Eschershausener Blättchen von keinem Herrn Raabe. In den Spalten der großen Berliner Journale, die der Kunst und der Wissenschaft dienten, glänzten die Sterne Paul Lindaus, Spielhagens und des Adolf L'Arronge. So wußte das große Berliner Journal von keinem Herrn Raabe. Aber der alte Herr sehnte sich nicht wie andere seines Standes nach der Zeitung als dem Spiegel seiner Eitelkeit. Zuschauer und nicht mehr Akteur, schien es ihm nun Glückes genug, von fern dem Spiel des Lebens zuzusehn, ohne Erregung und ohne ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens seinen Sitz zu verlassen und gegen neun, halb zehn stillschweigend in die Dunkelheit hinauszugehn.

Dann trugen die Füße ihn freilich nicht auf jenem geraden Weg nach Haus, den die steinalten Herren gegen neun, halb zehn auf Geheiß ihres Arztes sonst gehn. Denn ein gar zu schönes Wirtshaus lag da mitten auf dem Weg, und eine gar zu gemütliche Ecke hatte der

Baumeister in die Wände geschnitten. Ein alter Braunschweiger, der sich aus einer Ahnengalerie in das Halbdunkel dieser Nische verloren und statt in die Gruft in die Schenke verirrt hatte, sah aus seinem goldenen Rahmen wie ein Schutzpatron in diesen Saal. Einst hatte er wohl in des Friedländers Zelt die Humpen geschwungen und zu Krieg und Kriegsgeschrei die Marketenderin geküßt. Nun saßen die ältesten und friedlichsten Männer von Braunschweig zu seinen Füßen und bliesen mit dem Tabakrauch Gespräche vom Geschäft und Neuigkeiten aus der Residenz zu ihm herauf. Das waren stets dieselben Gesichter, dieselben Gespräche: erst kam Herr Telgmann, der Weingroßhändler blau-weiß-rot (blau die Äuglein, rot die Wangen, weiß das Haar), dann der Justizrat, der im Nebenamt Balladen schuf, der Professor des Gymnasii, der Bekkers Weltgeschichte tief im Herzen trug und Trauerspiele in die Kladde schleuderte, der Wirkliche Geheime Rat, der sehr bedeutsam und prophetisch von der Zukunft sprach, und endlich Herr Raabe, der schweigend seinen Rotspon trank und sündhaft viel Zigarren dazu rauchte. Er war dieser Tafelrunde Glück und Stolz. Ihn aus der Nähe zu sehen, stahl sich mancher Fremde in die Stube, der nicht in Braunschweig Quartier machen wollte, ohne bei „Herbst“ Wilhelm Raabe zu sehn. Ihn im Gespräch zu genießen, fand sich am Abend so mancher ein, des Name weit und breit durch Deutschland klang. Die Leute des Alten freilich verlangten kaum nach derlei Besuch. Die Anekdoten, die Herr Telgmann wußte — er hatte noch dem alten Zoll-

verein seine Schnippchen geschlagen und seinen Wein an hundert Grenz- und Wartehäuschen vorübergeschmuggelt —, schienen ihm kurzweiliger und schöner als die geistreichsten Gedankensplitter berühmter Gäste, und die Sergeantin Ahrens von der Heilsarmee, die jeden Abend mit dem „Kriegsruf" das Lokal durcheilte, willkommener als die Verehrerin, die ihn mit Fragen bestürmte. Er brauchte keinen Eckermann und keine Madame Staël, nur einen Nachbar Apotheker oder wohl auch einen jungen, stillen Doktor Philosophiae, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, bis zur Mitternacht bei Rotspon und Burgunder am Altmännertisch zu sitzen und mit dem Altmeister Raabe selbander durch schlafende Straßen stillvergnügt nach Hause zu gehn. Dann, wenn Wein und Sternenlicht durch seine Adern rann, klang in ihm auf, was einst in Melodien in seine Bücher entströmte. Den goldenen Steinen gleich, die in der späten Nacht sich von den Sternen lösen und aus ihres Schöpfers Diadem am samtenen Grunde der Nacht herniedergleiten zur Erde, entsanken der unsichtbaren Krone, die er auf Erden trug, die Worte, in denen noch der letzte Glanz des Dichters und der Sphärenklang des Himmels war. Und dann war es wohl schwer, beim Abschied an der Gartentür zu sagen, wer da stand: der kleine Philister, der nun langsam die Stiegen zu seinem Schlafgemach suchte, oder der große Poet, der mit einem Fuß schon auf der Jakobsleiter stand. Des schmerzlichen Schicksals, das nicht ernten zu dürfen, was er jahrelang säte, war er sich selber vollauf bewußt. Aber er wußte, daß

seine Saat einst aufgehen werde. „Dreißig Jahre nach meinem Tode, wenn ich bei Reclam erscheine", sagte er, „wird man mich lesen." Dieser Aufnahme in die Walhalla war er gewiß. In sein Tagebuch schrieb er den stolzen, seinem bescheidenen Wesen scheinbar sehr widersprechenden Satz, kein Franzose habe das innerst französische, kein Engländer je das englische Wesen so sehr gekannt und beschrieben wie er, Wilhelm Raabe, das deutsche. Selig in diesem Gefühl, eins zu sein mit seinem Volke, glaubte er, in diesem Deutschtum ewig zu leben. Das war der Ruhm, den er suchte. Denn Ruhm war ihm dies:

„Mitgedacht werden, wenn eines ganzen Volkes gedacht wird."

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit.

Wer erfahren hat, wie merkwürdig schwarz die Nacht unter Umständen sein kann, der weiß auch, welch ein Licht ein einziger Johanniskäfer in den Busch zu werfen vermag.

Wie wenig tote Vögel man doch bei seinen Gängen in der Welt findet. Sie haben ja auch ihre Zeit und werden alt und wohl auch krank und müssen sterben. Aber es ist merkwürdig, wie wenig man davon merkt. Die Lüfte und die Büsche und die Dörfer sind voll von ihnen im Sonnenschein, im Sommer, aber auch im Winter. Doch wie selten findet man einen toten Vogel ... Sie bringen sich nur gegenseitig nicht in die Geburts- und Sterbeliste und in die Zeitungen. Sie gehen weg, ohne daß man es merkt — und vielleicht auch, ohne daß sie selber viel davon merken. Ach, wer ihnen so von seinem Fenster aus zusieht! Freilich ihre Ängste haben sie auch. Da haben sie es wohl nicht viel besser als wir Menschenkinder. Und wenn man so ihr Kopfdrehen und Aufflattern sieht, möchte man meinen, sie hätten es fast noch schlimmer. Aber ihr Weggehen, ihr Ver-

schwinden, ihr Begrabenwerden, ohne Aufsehen und Schreiberei zu machen, ihr Vergehen in den blauen Himmel oder die Winternacht, ohne irgendeinem Menschen Unkosten, Störung und Überdruß zu machen — das möchte ich ihnen nachmachen können.

Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit, und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt.

Die Berge sind den Göttern heilig — hebe das Haupt und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle übrigen überragen — auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchem deutscher Geist den Faust in ewigem Streben nach der Lösung des Rätsels der Menschheit führt — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen" unseres Volkes neu geschmiedet wurde — blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, die Stunde, wo ein Volk geboren wird. — Welch eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen?

Wo und wie wir fallen, ob am skäischen Tor oder am Schreibtisch, wir erfüllen alle unser Schicksal.

Die wirklich großen Herren in der Welt knöpfen erst im Tode ihren Oberrock auf, ihren Stern zu zeigen.

Ruhm ist, mitgedacht werden, wenn an ein ganzes Volk gedacht wird.

*

Alles in der Welt geht in der Wellenlinie: Jede Landstraße und so weiter. Wehe dem, der überall das Lineal anlegt. Ach, das ist mit dem Menschen wie mit dem Floh. Der Floh ist auch gar so grausam nicht. Wenn dich einer gebissen hat, so brauchst du ihn nur sanft zu nehmen, ihn eine Weile still zwischen dem Zeigefinger und Daumen zu reiben und ihm zu sagen: Aber das war doch sehr unrecht von dir! — Wenn du ihn dann mit dem Daumennagel ein wenig auf die Tischplatte drückst, so tut er es gewiß nachher nie wieder.

Erkenntnis macht frei, Bildung fesselt, Halbbildung stürzt in Sklaverei.

Das ist, wie wenn Leute im Laufe eines langen Lebens Geld erworben haben und ein Haus bauen. Sie ärgern sich während des Baues, ziehen ein und sterben an den feuchten Wänden.

Oh, in dieser fahrigen Welt eine Philosophie des Stillehaltens, Stilleseins, Stillebleibens!

Was ist alles Schlepperauschen und Fächerspiel lachender, elegantester, zierlichster Weiblichkeit gegen das graziöse Behagen einer Akazie in ihrem Sonnengewande im Sommerwinde?

Das Weib: „Wenn ich mein Kind in seinem Kinderwagen vor mir herschiebe, brauche ich wahrhaftig nicht den Faust geschrieben oder die Schlacht bei Mars-la-Tour gewonnen zu haben. D i e sollen mir nur kommen und mir einen Austausch unserer Gefühle anbieten!“

Eine Schwalbe ist gesellschaftsfähig in jedem Salon, sowohl was Grazie, Bildung und Toilette betrifft.

Im sechzigsten Jahre. Man genießt alles besser, weil

man mehr aufachtet. Man sagt sich eben: Sieh es dir noch einmal an; guck, wie hübsch die Akazie ihre Blätter wiegt. Keine Dame im Ballsaal weiß besser mit ihren Röcken und Fächern umzugehen. Und die Damen — das heißt die Damen und die jungen Mädchen — sieh dir auch noch mal an. Du siehst sie zwar jetzt mit ganz anderen Augen wie im Zwanzigsten, im Dreißigsten. — Und dann die behagliche Frage: Lohnt es sich noch? In früheren Zeiten war es die bittere Frage: Lohnt es sich?

*

Du liebster Gott, und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend — es ist soviel schönes Licht in der Welt ...

Jeder macht Wind auf seine eigne Art. Je größer der Blasebalg, desto größer der Wind, desto ohrenbetäubender das Schnarren und Schnauben. Halte den Hut fest! Es wird mehr als einer seine Kraft daran setzen, ihn dir vom Kopfe zu pusten. Wenn der Deckel einmal in die Luft fliegt, so mache dich nicht zum Gespött der Gassen und renne nicht toll und blind hinter ihm her, sondern gehe ihm fein langsam nach und lache selbst. Oft wird ein anderer ihn auffangen und dir entgegentragen. Du kommst dann mit dem Dank davon.

Ein Vivat allen guten, wackeren Gesellen zu Wasser und zu Lande, auf ebener Erde und auf den goldenen Wolken im blauen Äther, den guten, wackeren Ge-

sellen, die ausharren und sich nicht irren lassen und bei jeder Witterung den Tag preisen.

Das sind nicht die wahren Menschenerzieher, welche der ungeduldigen Seele die Zügel so fest anziehen, daß sie fort und fort geradeaus nach dem Willen des Lenkers ihren Weg nehmen muß. Wehe, wenn der Zügel reißt!

*

Wer mit mir reden will, der darf nicht bloß seine eigene Meinung hören wollen.

Für wie viele Leute ist die Schlacht bei Königgrätz nur geschlagen worden, um das Zehnpfennigporto für Briefe einzuführen.

Wenn einer eine Leiter emporgeklettert ist und sie nicht mehr braucht, dann kümmert's ihn auf der Höhe auch nicht, wenn ein anderer die Leiter wegträgt und seinerseits sie zum Emporklettern an eine andere Mauer lehnt.

Was kümmern den, welcher den Schmetterling flattern sieht, die Regentage und Winternächte, die die arme Schönheit von der Raupe bis in den sonnigen Augenblick sich durchquälte?

Auch in der Literatur — wenn die Kinder zu Bett gebracht sind, bleiben die Großen noch sitzen.

*

Sieh, liebes Kind, in meinem schlechten Verstande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger drin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt,

nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte solch einen Hunger, wie ich meine, und von dem hast du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit sich und der Welt; aber nicht aus Mißgunst, weil andere in schöneren Häusern wohnten oder in Kutschen fuhren oder sonst dergleichen. Nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es soviele Dinge gibt, die er nicht verstand, und die er gerne hätte lernen mögen. Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben und dazu nicht ganz derer vergessen, die sie liebhaben, dann sind sie die rechten Männer, ob sie nun weit kommen oder nicht — 's ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt auf der anderen Seite. Da ist die Liebe das erste. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe.

Man kommt nicht in die Welt, um auszusuchen, sondern um vorliebzunehmen.

In dem Lande zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voraufschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben, Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs.

Sieh nach den Sternen — gib acht auf die Gassen!
Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit,
schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit.

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück ...

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein anderes wieder fallen lassen;
Schmerz und Gewinn erhältst du Stück um Stück
Und Tiefersehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! — da liegt der bunte Tand,
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

Beruhigung

Auf alle Höhen,
Da wollt ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.

Das Nah' und Ferne
Wollt ich erkünden,
Geheimste Wunder wollt ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ew'gen Streben
Ein Nieergreifen —
Das war mein Leben.

Nun ist's geschehen —
Aus allen Räumen
Hab ich genommen
Ein holdes Träumen.
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.
Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben
Goldzauberkreisen —
Ist nun mein Leben.

Dreizehntes Kapitel

Da uns in früheren, dunkleren Jahrhunderten leider schon viel deutsche Geschichte dadurch verzettelt wurde, daß jeder Mönch, der sich in dieser Weise schriftstellerisch beschäftigte, nur die Historie seines eigenen Klosters für die Ewigkeit niederschrieb, so wollen wir an dieser Stelle nicht die Geschichte der Stadt Hannover, Braunschweig, Darmstadt, Kassel, Stuttgart und so einige dreißig Mal und so weiter schreiben. Wir können unsere mittel- und kleinstaatliche Herrlichkeit an den Fingern herzählen; aber, in echt germanischer Schamhaftigkeit, ohne einen Namen zu nennen; der Plunder bleibt eben überall derselbe und die Liebe und Verehrung zum angestammten Fürstenhause sowie die Anhänglichkeit an sonstige altgewohnte, behagliche oder unbehagliche Überkommnisse und Einrichtungen gleichfalls.

Solch eine deutsche Kulturstätte, von einem im ganzen ziemlich unbedeutenden Bruchteil der Nation seine Residenz genannt, liegt entweder in einem Tal oder in einer Ebene und nie auf einem Berge; hat jedoch stets in ihrer Umgebung eine natürliche oder künstliche Erhöhung des Bodens, von welcher aus man eines umfassenden Blickes über die Pracht genießt, und auf welche die Leute des Ortes und der Gelegenheit sehr gern ihre Gäste führen, um sich an ihrem Erstaunen und Entzücken mit bescheidenem Stolz zu weiden.

Solch eine deutsche Residenz hat immer die Ähnlichkeit mit der Stadt Rom, daß sie wie diese nicht an einem Tage erbaut worden ist. Ihr Alter ist häufig ganz bedeutend, ein Umstand, auf den man sich gemeiniglich auch etwas zugute tut, welcher aber jedenfalls nicht immer seinen letzten Grund in der Überschwenglichkeit der landschaftlichen Reize findet.

Dichter Nebel, Sumpf und Urwald bedeckten vor zweitausend Jahren die Stelle, auf welcher heute die Gesittung und Bildung ihre schönsten Blüten treiben. Wo heute vor dem Hotel de St. Petersbourg der Polizeimann die öffentliche Moral im Auge behält, da lauerte einst der wilde Urgermane auf den zottigen Bär; wo heute Staatsräte und Generalmajore, Präsidenten des Obertribunals und Konsistoriums, Ministerial-, Oberkriegs- und Kollegialräte, Stadtdirektoren, Zollinspektoren und Staatskassiere, Prälaten, Medizinalräte, Archivare und Bibliothekare den Triumph der höchsten Zivilisation zur Erscheinung bringen, da brachte einst der schwerfällige Büffel höchstens sich selber zur Darstellung. Selbst die Römer, welche doch an mancherlei klimatische Unterschiedlichkeiten gewöhnt waren, holten sich hier den Schnupfen und zogen sich niesend zurück, ohne daß der rohe Eingeborene ihnen nur ein: Zur Gesundheit! nachrief. Dieses Römervolk hatte wie mit einer Laterne in den Urwald hineingeleuchtet; nachdem ihm das Lämpchen ausgeblasen war, wird es wieder sehr dunkel und bleibt so sehr lange Zeit hindurch; die Stämme schlagen sich nach alter guter Gewohnheit untereinander tot, und

die Fremden, wie die Hunnen und dergleichen Durchzügler, helfen ihnen nach Kräften dabei. Das Licht, welches das Christentum in der Wildnis aufsteckt, hindert niemanden, sein Wohlwollen dem Nachbar nach Sitte der Väter zu betätigen; aber eine Villa taucht plötzlich im Dunkel der Urkunden auf; ein fabelhaftes Dynastengeschlecht, welches nachher vom frommen Äneas oder sonst einem Bruder Trojaner abzustammen behauptet, hat sich zwischen Sumpf und Wald mit einem rohen Mauer- und Pfahlwerk umgeben — es ist Dämmerung geworden auf dieser Erdstelle für mehr als einen Professor der Geschichte. Ein Ortsname, der einmal in den Urkunden erschien, erlischt so leicht nicht wieder in denselben; das Eigentumsrecht ist zu Papier gebracht, und am Ende ist das Papier doch der irdische Stoff, welcher alle andern überdauert. Die Nachkommen des alten Vaters Priamus, von germanischen Gewissensskrupeln geängstigt, fundieren eine Kirche oder ein Kloster, und die Geistlichkeit ermangelt sicherlich nicht, sich das Ihrige schriftlich geben zu lassen — es wird immer lichter für den Herrn Professor. Um Kirche und Burg, unter dem Schutze des geistlichen und weltlichen Armes, erhebt ein sehr schutzbedürftiges, verwahrlostes, halb tierisches Menschenhäuflein seine Lehmhütte, und unser Freund, der Professor, mag seine Brillengläser putzen und anfangen zu spezifizieren: die Grundelemente des heutigen Gesellschaftsverbandes sind vorhanden. Advenit imperator, das heißt, ein anderer Dynast — ein Adler im Verhältnis zum Sperber — ist an der Spitze von vielen tausend

guten Rittern und Knechten ins Land Italia gezogen, hat sein Heergefolge daselbst glücklich versorgt und unter den Boden gebracht und ist, nachdem er einem andern geistlichen Herrn einige unbedeutende Konzessionen in betreff der physischen und moralischen Verwaltung der deutschen Nation machte, als wohlbestallter römischer Kaiser heimgekehrt. Der Herr Professor nennt ihn mit Namen und weiß ganz genau das Jahr anzugeben, in welchem er die Siedelung mit Stadtrechten begabte und ihr die Abhaltung eines Jahrmarktes gestattete. Wir befinden uns im allerromantischsten Mittelalter; die Schweinerei ist groß, aber das angestammte Fürstenhaus gedeiht herrlich und treibt bis zur Reformation eine Menge kurioser Blüten, deren Epitheta sich merkwürdig durch das ganze heilige römische Reich gleichbleiben: der Faule, der Fette, der Böse, der Eiserne haben überall regiert, überall die gleichen zivilisatorischen Erfolge erzielt und werden heute noch in sehr idealisierten Nachbildungen von dem Schloßkastellan in den respektiven Thronsälen vorgewiesen. Was ein Kastellan in den Reichspalästen zu Aachen, Ingelheim, Trebur, Trifels, Goslar den Touristen damaliger Zeit zu zeigen hatte, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts erscheint urkundlich der erste Oberbürgermeister; aber das residenzliche Bürgertum bleibt sehr geduckt im Vergleich zu dem Leben, welches sich in den Reichsstädten erhebt; die Dynastie blüht immer herrlicher und beginnt, sich weniger an dem Kaiser als an der Hansa und der-

gleichen unberechtigten Verbindungen zu ärgern. Der reichsunmittelbare Adel fängt an, Hofluft zu wittern; die Pfaffheit in dem Hofkloster wittert den Augustinermönch zu Wittenberg. Großes Dilemma fürstlicher Gnaden in betreff der Kirchenverbesserung — höchst fatale, unbequemliche Situation fürstlicher Gnaden während des Dreißigjährigen Krieges. — Post nubila Phoebus! Nach dem Gewitter die Sonne! Le grand monarque! Ludwig der Vierzehnte! Pauken und Posaunen, allgemeiner Tusch! ...

Merkwürdigerweise verliert die deutsche Geschichte und mit ihr die Geschichte unsrer Residenz in dieser Epoche ihrer glänzenden Wiedergeburt jegliches Interesse für unsern Professor, er weiß sogar nicht mehr von ihr; wenn ihm seine Würde erlaubt, seine Studien bis zu dem Frieden von Münster und Osnabrück zu erstrecken, so ist das sehr viel. Wir aber, die wir keine gelehrte Würde zu behaupten haben, wir lassen uns lächelnd den gekrümmten Rücken von der aufgehenden französischen Sonne bestrahlen und erwärmen; wir ersterben alleruntertänigst vor den durchlauchtigsten Herrschaften und rufen Vivat, wenn sie in ihren Staatskarossen nach Monbrillant, Monplaisir, Monrepos, nach Ludwigsburg, Ludwigslust, Herrenhausen, Salzdahlum, Schwetzingen oder Nymphenburg zur Erholung von ihren anstrengenden Staatsgeschäften fahren. Wir machen ein tiefes Kompliment vor dem Wagen der schönen Hof-, Haupt- und Leibitalienerin; der heidnische Mohr, welchen Serenissimus aus der sündhaften Wasserstadt Venedig mitbrachte, erregt unser

respektvolles Staunen; wie wir uns gegen den Hofjuden zu verhalten haben, wissen wir so recht nicht; er kann unter Umständen eine sehr gefährliche Persönlichkeit werden, und man tut am besten, auch vor ihm den Hut abzuziehen. Welches seltsame Leben und Treiben in den Häusern und auf den Gassen! Welche loyalen Bürger, welche wundervollen Hofmarschälle, Heiduken und Hofpoeten! Welche Epithalamien, Geburtstagsgedichte und Threnodien! Welche Komödien, Tragödien und vor allem welche Opern!

Wir begreifen den Herrn Professor, der nichts damit zu tun haben will, sehr gut; aber wir, die wir einen andern Zweck verfolgen als er, wir können nicht gleich ihm unser Objekt wie einen Spargel stechen, wenn es uns gut dünkt; wir müssen es wachsen lassen bis in den hellen, heutigen Tag hinein. Der Herr Professor braucht bloß mittelalterliche Tatsachen; wir aber haben neue Blüten und Früchte nötig, und auch der Spargel erzeugt dergleichen, wenn man ihm seine Zeit gönnt.

In welcher Tiefe der deutsche Geist seine Quellen haben mag, seine „Residenzen" datieren sämtlich von diesem Dieu-donné- und L'état-c'est-moi-König zu Versailles. Es ist nicht auszudenken, nicht auszuschreiben, was alles wir ihm zu verdanken haben, und niemals ist ein lumpiger Fetzen deutschen Landes, wie das Elsaß, mit mehr Gewinn für sämtliche Serenissimi und ihre sämtlichen Hofmarschallämter losgeschlagen worden. Erst von der Verbrennung Heidelbergs an datiert der wahre, der rechte Flor alles dessen, was — jedes Schild

über der Tür jedes Hoflieferanten, so weit die deutsche Zunge klingt, besser ausdrückt und reinlicher umschreibt, als wir es vermögen. Welch ein Glanz auf den Höhen der deutschen Menschheit! Eben war's noch der blutrote Widerschein der Reunionskriege, des Spanischen Erbfolgekrieges; nun aber ist's couleur cuisse de nymphe, eine süße Rosadämmerung über Taxushecken, langen, langen, schnurgeraden Alleen, Exerzierplätzen, Sandsteingöttern und -göttinnen, über Schloß und Stadt! Welche Wasserkünste, Reiterkünste und Reifröcke, welche Perücken und Komplimente; am Hof und in der Stadt, welche Manschetten, Halskrausen und goldbordierten Westen! Ist es ein Wunder, wenn sich der Mann der Kaiser- und Städte-Regesten in schaudernder Verachtung von den Riedingerschen Kupferstichen, von Lünings Theatrum ceremoniale abwendet?

Der wilde Urgermane, der hinter dem Ureichenbaum auf den Urochsen lauerte, würde sich sehr wundern, wenn er die Erlaubnis bekäme, sich dieselbe Gegend von derselben Stelle aus im Jahre 1780 zu betrachten. Serenissimus haben im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts viel Geld, sehr viel Geld gebraucht. In Schweinshatzen, Fuchsprellen, Parforcejagden, Karussells, Balletten und Komödien ist manch ein rheinischer Gulden oder Reichstaler draufgegangen; eine politische Spekulation dem alten preußischen Fritz gegenüber ist auch nicht so eingeschlagen, wie man's wünschte und verhoffte; der Urgermane kann das Vergnügen haben, zuzusehen, wie man auf der „Esplanade" oder auf der

„Planie“ oder sonst einem dazu geeigneten Platze der „Residenz“ seine Nachkommen regimenterweise abgezählt gegen blanke englische Guineen oder vollwichtige holländische Dukaten austauscht; er kann sehen und hören, wie Serenissimus die Front bereiten und Höchstihre Landeskinder vermahnen, auch in der Fremde „dem hessischen, württembergischen oder braunschweig-lüneburgischen Namen“ Ehre zu machen und tapfer für das Vaterland und „Unsern“ Profit Haut und Haare zu lassen.

Vivat Karolus, Friederikus oder etwas dem Ähnliches! Trommelwirbel — Querpfeifengequiek und Beckenklang! — Heute abend im Theater Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Trauerspiel von Doktor Goethe — morgen zur Feier des Geburtstages der durchlauchtigsten Frau Herzogin große Illumination und Oper, Idomeneo, Rè di Creta, vom jungen Herrn Mozart, genannt il cavaliere filarmonico.

Aber im Westen, jenseits des Rheins, auch ein Stimmen von allerlei seltsamen und etwas unheimlichen Instrumenten — plötzlich ein dumpfer, lang anhaltender Paukenschlag. Monsieur Honoré Gabriel Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau! ... Ratsadvokat, Bürger George Jacques Danton! Citoyen Maximilian Joseph Robespierre! ... Allerdurchlauchtigstes Zusammenfahren und höchst gerechtfertigtste Entrüstung, welche letztere sich einige Jahre später mit dem Kaiser Napoleon durchschnittlich recht gut abzufinden weiß. Folgt die liebliche Zeit des Rheinbundes, folgt der Deutsche Bund, folgen die russischen und englischen zarten und

zärtlichen Verbindungen, welche letztere die landschaftlichen Reize des Vaterlandes sehr vermehren, indem sie griechisch-moskowitische Kapellen und Mausoleen sowie herrschaftliche Landsitze im englisch-normannischen Stil an Stellen aufschießen lassen, von wo aus sie den besten Eindruck auf die Bewohner des angestammten Staates und die denselben mit dem Bahnzug passierenden Fremden machen.

Bah — immer herbei, herbei, meine Hochzuverehrenden! Die Gläser des Guckkastens sind geputzt, die Lämpchen angezündet, es verlohnt sich schon der Mühe, die Hände auf die Knie zu klappen und einen Blick in die Herrlichkeit der Stunde, an welcher Jahrtausende gearbeitet, geputzt und poliert haben, zu werfen.

Wiesen, Hügel und Gewässer dehnen sich behaglich im verschleierten Licht der Sonne des Spätherbstes. Über dem grauen Kern, den zusammengedrängten Turmspitzen der Stadt lagert freilich eine dichtere Dunstmasse; aber die modernen Vorstädte glänzen heiter und weiß, und die italienischen und gotischen Landhäuser sind gleichwie aus einer Nürnberger Schachtel munter in das Gebüsch der Gärten gestreut oder zierlich die Linden- und Kastanienalleen entlang aufgestellt.

Wir folgen einer solchen Allee, in welcher das welke Laub sauber aufgehäufelt ist; es begegnen uns oder gehen mit uns viele anständig gekleidete Menschen, darunter sehr bunte Damen und sehr bunte Offiziere. Reitknechte führen ganz elegante Pferde spazieren, in

einem öffentlichen Garten wird Musik gemacht und soll mit anbrechender Nacht ein Feuerwerk, das Bombardement von Sebastopol darstellend, abgebrannt werden. Ein Tor, bewacht von zwei schläfrigen Sandsteinlöwen, ein Schilderhaus, bewacht von einer schläfrigen Schildwache, ein gähnender Akziseeinnehmer, ein sonniger Platz und in der Mitte desselben, umgeben von Ruhebänken, Kindermädchen und Ammen mit ihren Schutzbefohlenen, ein etwas schläfriger Vater des Vaterlandes in Bronze, eine Allee zur Rechten, eine Allee zur Linken; wieder allerlei Spaziergänger, Reitknechte, Droschken, Privatequipagen, wieder sehr viele bunte Damen und sehr bunte Offiziere! Schlagen wir alle die Allee zur Rechten ein, so wird sie uns, wenn wir im Briefträgertrab gehen, nach Verlauf von drei Viertelstunden von der Linken her zu dem Großpapa in Bronze zurückbringen; nehmen wir den Weg zur Linken, so werden wir den würdigen alten Herren in derselben Zeit von der Rechten her zu Gesicht bekommen. Gehen wir den Gang des Beobachters, so können wir nach Belieben und vielleicht nicht ohne Nutzen eine halbe Elle unseres Lebensfadens auf eben diesen Kreis zugeben; folgen wir den Radien des Kreises in die Mitte der Stadt, so — doch weshalb sollen wir ihnen jetzt schon folgen? Der Abend ist so angenehm, die Luft so weich, die Kieswege entlang der Überbleibsel der Gewässer des einstigen Stadtgrabens so fest und reinlich und die Ruhebänke so zierlich und einladend: das Theater beginnt erst um sieben Uhr. Nehmen wir Platz, bergen wir die träumende Stirn in der Hand;

wer weiß, was die Stunde Herrliches, Schönes, Nützliches bringt? Serenissimus oder Serenissima können sechsspännig vorüberfahren, das schönste Mädchen der Residenz kann uns mit der Schleppe ihres Kleides streifen, unser Schicksal kann uns hier ebensogut als anderswo auf die Schulter klopfen und unser Anstellungsdekret als wirklich geheimer Kabinettssekretär oder dergleichen aus dem Portefeuille nehmen, oder nur unmerklich mit dem Finger deuten und winken: Sieh! ganz leise, leise flüstern: Achtung, mein Bester! — Das letztere geschieht diesmal; wir sehen und hören und geben Achtung, und zwar mit Eifer, obgleich es nur unser literarisches Schicksal war, das winkte ...

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Hermann Klemm KG., Leipzig (Textproben aus „Wilhelm Raabe, Sämtliche Werke, 3 Serien").

WILHELM BUSCH

In einem kleinen, stillen Städtchen haben beide, Raabe und Busch, zu gleicher Zeit eine Weile gewohnt und haben einander doch niemals gesprochen. Von der gleichen Station sind sie zusammen mehr als einmal zum gleichen Ziele, von Wolfenbüttel nach Braunschweig, gefahren, haben im nämlichen Zuge gesessen und schweigend hinaus in die gleiche Heimat, die niederdeutsche Landschaft, gesehen. Wie die Spuren der Bahn sind auch die Lebenswege der beiden immer im gleichen engen und nahen Abstand verlaufen, ohne einander je zu begegnen.

1831 ist Wilhelm Raabe, ein halbes Jahr später Wilhelm Busch geboren. Niedersächsische Dorfkinder beide, wachsen sie auf zwischen Heide und Wald. Schwierige und verdrossene Schulbuben, laufen sie früh ihren Lehrern davon. Hinter der Theke taucht als Kaufmannslehrling Wilhelm Raabe auf, durch die Straßen Hannovers bummelt Wilhelm Busch, Sekundaner a. D., der Technik beflissen. Aber der erste Ausflug ins Leben, vorzeitig, planlos, mißglückt. Verwirrt kehren beide nach Hause zurück, sammeln und finden sich in der Stille, ahnen ihr Ziel und beginnen von neuem. Raabe zieht zur Hochschule, Busch „mit Tränen im Auge über die Erklärung des Vaters, daß die Rolle Taler, die er beim Abschied erhielt, nun das

Letzte sei, was er von ihm bekomme", zur Malerakademie an den Rhein. Brav hält jeder von beiden in Hör- und Zeichensaal aus, trägt, was er schwarz auf weiß als Schatz der Alma mater erhält, in Kollegheft und Skizzenbuch ein — und entdeckt seine wahren Lehrmeister abseits vom Wege: Busch auf seiner Antwerpener Reise vor den Lebensbildern der niederländischen Kleinmeister, vor den Wundern seines geliebten Frans Hals. Über Nacht bricht ans Licht, was sich in heimlicher Tiefe in Jahren gebildet hat. Ein unbekannter Berliner Studiosus schreibt die „Chronik der Sperlingsgasse", ein Münchener Maler, von dem niemand recht weiß, was er treibt, macht in den „Fliegenden Blättern" des Kaspar Braun mit der Geschichte vom „harten Winter" und ein paar Schnurren Furore. Sechs oder sieben Jahre geht es in langsamem Anstieg fort. Dann gelingt beiden der große Wurf: Raabe mit dem „Hungerpastor", Busch mit seiner ersten Buben- und Bildergeschichte von „Max und Moritz". Klingenden Lohn erntet keiner von beiden. Raabe lebt in Stuttgart recht und schlecht von dem kargen Ertrag, den seine Schriften ihm bringen. Busch, von dem pfiffigen Kaspar Braun hübsch an der Leine gehalten, malt und schreibt in den „Fliegenden" weiter um ein Drei-Gulden-Entgelt. Aber vergnügt sind beide, Raabe unter den fröhlichen Schwaben, Busch im Kreise der Münchener Künstler. Die Schaffensfreude wächst. In ein fremdes, milderes Erdreich verpflanzt, unter südlichem Himmelsstrich von einer anderen Sonne beschienen, blüht der Lebensbaum in voller Pracht. Keine Buch-

messe zu Michaelis, die nicht ein neues Buch Wilhelm Raabes, eine neue Geschichte von Wilhelm Busch dem Leser bescherte.

Eines Tages sind beide aus ihrem Wohnsitz im Süden, aus der Stätte ihres Erfolgs, aus dem geselligen Leben der Großstadt verschwunden. 1870 ist das Jahr ihrer Umkehr. Raabe wird Braunschweiger Bürger, Busch der Einsiedler von Wiedensahl. Zur Stunde, in der das eben erst siegreiche Land, schwelgend in vielen Freuden des Lebens, dem Glück und dem Glauben des Aufstiegs sich hingibt, wollen düstere Stimmungen die überkommen, die man gemeinhin als „Humoristen" verzeichnet. „Die Welt ist eine Nuß, die man knacken muß, und wenn man sie auf hat, weiß man, sie ist hohl." Das ist das Lebenswort Wilhelm Raabes in dieser Zeit. Schopenhauer heißt seine Zuflucht, der „Schüdderump" sein Bekenntnis. Nicht heller ist es um Wilhelm Busch. Der Einsiedel, Schopenhauer nicht minder verpflichtet, schreibt die „Kritik des Herzens". Der Spaßhafte lüftet plötzlich die Maske. Seine Augen sind ernst, und um seine Lippen ist ein anderes Lächeln gebreitet: „Unser Dasein ist Wollen. Wollen ist Wünschen. Wünschen setzt Mangel voraus. Mangel ist Schmerz." Das ist in kurzen, harten Hammerschlägen sein Credo. Man findet es in einem Brief an Marie Anderson, die ferne Fremde, der er beichtet. Der Rest ist Schweigen. Es trennt ihn wie eine Mauer von allen anderen — auch von seinem Nachbar Wilhelm Raabe.

Aber wie Wilhelm Raabe, ein Bürger unter Bürgern, in der Behaglichkeit seiner Kleinstadt, in der Stille

seiner Studierstube seinen Frieden sucht und findet, sucht und findet ihn Wilhelm Busch, ein Bauer unter Bauern, in der Abgeschiedenheit seiner dörflichen Welt, in der Demut und Andacht vor der Natur. In dem kleinen, klimperkleinen Kirchspiel Wiedensahl, in einem Pfarrhaus, das er sich herrichten läßt, zusammen mit seiner Schwester und seinen Neffen lebt er als Hagestolz seinem Tagewerk, pflegt seinen Pfarrgarten, sorgt für Blumen und Bienen, sitzt in den Bauernschenken von Loccum und Rosenhagen wortkarg mit seinem Zeichenstift in der Hand, sammelt Teller, Töpfe und Kessel, scheut die Menschen, meidet die Stadt, läßt die Tage an sich vorüberziehen „wie die Telegraphenstangen, die bekanntlich eine ausgeprägte Familienähnlichkeit haben", und freut sich, wenn er die Welt, „die sogenannte", nur leise summen und pfeifen hört wie die Dreschmaschinen am anderen Ende des Dorfes. Schwierig und schweigsam wie seine Bauern, steckt er bis an den Hals voll Schrullen und Eigensinn, findet die Tatsache, daß die jungen Hänflinge im Efeu unter seinem Fenster ausgeflogen sind, bedeutsamer als die Ereignisse in dem „Geknuffe" da draußen, kommt eiligst von einer Reise nach Oberitalien mit dem Bemerken zurück, die Landschaft um Venedig sei „fast so schön wie die Lüneburger Heide", und spinnt und kapselt sich ein. Wie ein Zwillingsbruder gleicht er den Käuzen und stolzen Sonderlingen Wilhelm Raabes.

Dennoch sagt kein Buch Wilhelm Raabes ihm zu. Umgekehrt findet Raabe kein Gefallen an Busch. Mehr

noch als das: er haßt Wilhelm Busch. „Ein ethisches Armutszeugnis unseres Volkes" heißt er die Aufnahme, die Wilhelm Busch im Vaterland findet. Aber er poltert nicht nur, er nennt auch den Grund für sein Nein. Er mag den Humor nicht, der auf der Schadenfreude beruht. Hat er unrecht? Fängt Wilhelm Busch die Welt nicht wie in einem Marterkasten ein? Ist seine Freude nicht die Schadenfreude? Hinter jeder Tür, hat ein Betrachter einmal gesagt, steckt bei ihm ein Feind, auf jedem Tisch steht ein Gift, unter jedem wonnigen Federkissen lauert die Gefahr. Der Mensch ist geboren zum Philistertum, pfeiferauchend im Kreise seiner Lieben Beruf und Familie zu genießen. Aber eine Schar abgefeimter Teufel gönnt es ihm nicht und bringt über ihn eine solche Ausschüttung von ergötzlichen Zufällen, schmerzlichen Störungen und phantasievollen Ungeheuerlichkeiten, daß er händeringend nach der Moral dieser armen Erde schreit.

Allem, was sicher und fest daherkommt, beglückt und ahnungslos spazierengeht, ein Beinchen zu stellen, ist Wilhelm Buschs Vergnügen gewesen. Er war ein Puck, ein Nöck, ein Troll. Er liebte die tückischen Geister, die Kobolde, die allen Frieden zerstören, ja, er ließ sie nicht nur sich tummeln, er stachelte sie noch zur Missetat an. Er liebte die Buben, die in das Bett ihres Oheims Maikäfer schmuggeln und mit dem Pusterohr auf ihre Tanten anlegen; er liebte die schrecklichen Mädchen, die den Frack ihres Vaters zerschneiden und dem Besucher das Nachthemd zunähen; er ließ es geschehen, daß ein Rabe erst in das Heidelbeer-

glas und dann mit den Heidelbeerfüßen auf die frisch gebügelte Wäsche sprang; er empfand es mit Lust, wenn auf den lyrischen Dichter beim Ständchen ein Eimer mit Wasser herabfiel, ja, er frohlockte, wenn im Salon die Scherben klirrten:

„Ach, die Venus ist perdü,
klickeradoms, von Medici."

Den Biedermann zu ärgern, so bekannte er noch als Jubelgreis, sei zeit seines Lebens sein größtes Vergnügen gewesen. Dazu brauchte er nicht nur Menschen und Tiere, Hans Huckebein und Fips den Affen, Max und Moritz, die fromme Helene, Julchen, die Verfolger Balduin Bählamms und des Tobias Knopp. Er beschwor auch mit seinem Zauberbesen die Elemente, die Katastrophe zu steigern. Dann, wenn das Arge sich ausgerast hatte, schob er es mit einer Handbewegung hinab in den Orkus:

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen."

Die Tugend siegte, das Laster zerrann, und die Moral sprach das Schlußwort:

„Ja, ja, ja, spricht Meister Böck,
die Bosheit ist kein Lebenszweck."

Aber er selbst trieb seinen Schabernack mit jedem Bilderbogen aufs neue. So blieb er die ewige Bosheit wie Wilhelm Raabe die ewige Güte. Er entzauberte, was Wilhelm Raabe verklärte. Kindergeschrei: bei Wilhelm

Raabe ist es ein Gesangbuchvers, wie die Großmutter auf dem Sollingdorfe erklärt. Tobias Knopp nennt dergleichen wesentlich anders.

„Hab acht auf die Gassen, sieh zu den Sternen", mahnt der eine. Daher die Transparenz der Dinge bei Raabe, ihr inneres Leuchten, das Fünklein Himmelslicht. Busch bleibt in der Haustür stehen. Er wartet, wer kommt, und sieht ihn sich an von vorn, von der Seite — und von der Kehrseite, die soviel aufschlußreicher und wahrer als die Schauseite ist. Dann beginnt er zu zeichnen — nicht mit der göttlichen Leichtigkeit, die er selbst an Frans Hals, die wir an ihm heute bewundern. Wer einmal ein Skizzenbuch von ihm gesehen hat, weiß um die Mühe, mit der die fast flüchtig erscheinende Umrißkunst erarbeitet ist. „Wie mit dem Silberstift Albrecht Dürers sind seine Skizzen hingehaucht, das Wehen eines Blattes, das Schwirren eines Insektflügels, das wiegende Spiel eines Zitterhalmes. Mit Staunen erkennt man später vielleicht in einer der fertigen Zeichnungen e i n e Bewegung, e i n e n Strich aus zwanzig und mehr Skizzen wieder." Das gilt, fügen wir diesen Worten Castelles hinzu, nicht minder für die prosaischen Dinge des Alltags, die — wie zum Exempel die sich allmählich steigernde Wirkung eines Magenbittern, das Strampeln des Patienten unter den Händen des Zahnarztes, die Läufe und Triller eines wild in den Tasten wühlenden Virtuosen — erst in seiner besorgten Genauigkeit, seiner geduldigen Treue den heiteren Glanz und die Spannung eines wahrhaften Schauspiels gewinnen. Ihn, dem alles lebte, lachte oder

weinte auch ein Stiefel, eine Hose und ein Kragen an, und es war oft eine schweigend geführte, dennoch beredte Zwiesprache, die das Auge dieses Beobachters mit der Melancholie eines Beinkleides, dem Phlegma eines Wasserstiefels, dem Hin und Her einer Mütze, die der kartenspielende Bauer bald in den Nacken, bald übers Ohr, bald tief in die Stirn schiebt, oder der Aufsässigkeit eines Kragenknopfs hielt.

Mühelos wie die Kunst seines Zeichenstifts scheint auch die Kunstlosigkeit seines sprachlichen Ausdrucks — und doch welche Redlichkeit, Frische und Derbheit der Sprache, welche Treffsicherheit und Schlagkraft seines trochäischen, scheinbar alltäglichen Verses! Die Binsenwahrheit und der Gemeinplatz: sein Tonfall, sein Reim prägt sie um zur unsterblichen Formel.

„Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr."
„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
an Dingen, welche wir nicht kriegen."
„Musik wird oft nicht schön gefunden,
weil stets sie mit Geräusch verbunden."

„D e n möchte ich sehen, der dem simplen Humoristen von bescheidenem Format eine Simpelei so nachmacht, daß er einen einigermaßen Feinfühligen über den Ursprung täuschen könnte", bekannte er einmal einem Besucher, bescheiden und stolz, als sähe er hinter sich schon das Heer der Nachahmer, das ihm in allem gleich kommen mochte, selbst bis an die Grenze seines eigenen, tätigen, unermüdlichen Fleißes, aber doch nie-

mals in den Bereich und das Geheimnis seiner Natur. Er allein wußte, daß alles, was er zeichnete und schrieb, nicht der letzte Ausdruck seiner Begabung war. Stunden kamen, in denen er sich des Bilderkritzelns und des Knittelversschreibens bis in das Herz hinein schämte. Tiefer und reiner in seinen Werken die Erde zu spiegeln, ging seine Sehnsucht. Wieder und wieder saß er am Bach, im Wald, am Rand einer Wiese und malte. An der Größe seiner geliebten niederländischen Meister maß er sein Können und fand es zu klein. So sammelte er gleich einem Trödler in einem Winkel des Hauses die eigenen Bilder: sechshundert Ölgemälde, zweihundert Skizzenbücher, eintausendfünfhundert Handzeichnungen umfaßte sein Nachlaß, und mehr als den Umfang sollte die Nachwelt Gehalt und Wert seines verborgenen Schatzes bewundern.

Unter den Zeitgenossen hatte er selbst niemanden so geliebt wie Hellmuth von Moltke. Er hörte die Worte nicht mehr, die Schlieffen fordernd und mahnend am Standbild des großen Heerführers sprach. Aber sie waren Spruch und Gesetz auch seines Lebens gewesen: „Mehr sein als scheinen."

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht hinzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher,
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

*

Bewaffneter Friede

Ganz unverhofft an einem Hügel
Sind sich begegnet Fuchs und Igel.
Halt! rief der Fuchs, du Bösewicht,
Kennst du des Königs Order nicht?
Ist nicht der Friede längst verkündigt,
Und weißt du nicht, daß jeder sündigt,
Der immer noch gerüstet geht?
Im Namen seiner Majestät
Geh her und übergib dein Fell!
Der Igel sprach: Nun nicht so schnell.
Laß dir erst deine Zähne brechen,
Dann wollen wir uns weiter sprechen.

Und allsogleich macht er sich rund,
Schließt seinen dichten Stachelbund
Und trotzt getrost der ganzen Welt,
Bewaffnet, doch als Friedensheld!

*

Der alte Narr

Ein Künstler auf dem hohen Seil,
Der alt geworden mittlerweil,
Stieg eines Tages vom Gerüst
Und sprach: Nun will ich unten bleiben
Und nur noch Hausgymnastik treiben,
Was zur Verdauung nötig ist.
Da riefen alle: O, wie schad!
Der Meister scheint doch allnach grad
Zu schwach und steif zum Seilbesteigen.
Ha! denkt er, dieses wird sich zeigen!
Und richtig, eh der Markt geschlossen,
Treibt er aufs neu die alten Possen
Hoch in der Luft, und zwar mit Glück
Bis auf ein kleines Mißgeschick.
Er fiel hinab in großer Eile
Und knickte sich die Wirbelsäule.
Der alte Narr! Jetzt bleibt er krumm!
So äußert sich das Publikum.

*

Ihr kennt ihn doch so manches Jahr,
Wißt, was es für ein Vogel war,
Wie er in allen Gartenräumen
Herumgeflattert auf den Bäumen,

Wie er die hübschen roten Beeren,
Die andern Leuten zugehören,
Mit seinem Schnabel angepickt
Und sich ganz lasterhaft erquickt.
Nun hat sich dieser böse Näscher,
Gardinenschleicher, Mädchenhäscher,
Der manchen Biedermann gequält,
Am Ende selber noch vermählt.
Nun legt er seine Stirn in Falten,
Fängt eine Predigt an zu halten
Und möchte uns von Tugend schwatzen.
Ei so ein alter Schlingel! Kaum
Hat er 'nen eignen Kirschenbaum,
So schimpft er auf die Spatzen.

*

Wer möchte diesen Erdenball
Noch fernerhin betreten,
Wenn wir Bewohner überall
Die Wahrheit sagen täten!

Ihr heißet uns, wir heißen euch
Spitzbuben und Halunken,
Wir sagten uns fatales Zeug,
Noch eh wir uns betrunken.

Und überall im weiten Land
Als lang bewährtes Mittel
Entsproßte aus der Menschenhand
Der treue Knotenknittel.

Da lob ich mir die Höflichkeit,
Das zierliche Betrügen.
Du weißt Bescheid, ich weiß Bescheid,
Uns allen macht's Vergnügen!

*

Beschränkt

Halt dein Rößlein nur am Zügel,
Kommst ja doch nicht allzuweit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.
Nenn niemand dumm und säumig,
Der das Nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

*

Reue

Die Tugend will nicht immer passen,
Im ganzen läßt sie etwas kalt,
Und daß man eine unterlassen,
Vergißt man bald.
Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
Der von vergangenen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
Die er versäumt.

*

Daneben

Stoffel hackte mit dem Beile,
Dabei tat er sich sehr wehe;
Denn er traf in aller Eile
Ganz genau die große Zehe.
Ohne jedes Schmerzgewimmer,
Nur mit Ruh, mit einer festen,
Sprach er: Ja, ich sag es immer,
Nebenzu trifft man am besten.

*

Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich,
So hab ich erstens den Gewinn,
Daß ich so hübsch bescheiden bin.
Zum zweiten denken sich die Leut,
Der Mann ist lauter Redlichkeit.
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen.
Und viertens hoff ich außerdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Daß ich ein ganz famoses Haus.

*

Die Welt, obgleich sie wunderlich,
Ist gut genug für Dich und mich!

Mit Genehmigung der Friedr. Bassermann'schen Verlagsbuchhandlung, München, aus Wilhelm Busch, „Kritik des Herzens" und „Zu guter Letzt".